



Berlin, den 12. Oktober 1901.

Die Krisis.

Sehn Pfennige der kleine Sühneprinz! Vor und nach der Audienz! Es ist erreicht!" Ein papierner Spaß. Vor der Audienz hängen die Schnurrbartspitzen auf das gelbe Kinn eines betäubten Vohgerbers herab; nach der Audienz streben sie zu stolz funkelnden Schlißänglein empor. Ein frostiger Spaß, der am Schnürchen geht. Und doch das einzig Neue, das des Wanderers Auge schaut, wenn er nach langer Abwesenheit vom Bahnhof Friedrichstraße her durch die dämmernde Hauptstadt schlendert. Sonst ist Alles unverändert geblieben. Sogar der „großartige Leitartikel des Vorwärts“ wird noch ausgebrüllt; und er findet mehr Käufer als der „neue glänzende Sieg der Buren“, dessen Zugkraft geschwunden ist. Ein paar Kneipen sind eröffnet worden; im üblichen berliner Stil, so zwischen Tucher und Aschinger. Und draußen, im fernen Westen, wo die hochherrschaftlichen Wohnungen mit elektrischem Licht, Centralheizung, Balkon und Loggia zu vermieten sind, giebt es zwei neue Kaffeehäuser: eins, das all in seiner Stuckpracht romanisch scheinen möchte, und eins mit behaglichem Konditoreiluxus. Noch ist der Kampf zwischen den Herren van de Velde und Eckmann nicht ausgekämpft, der modern style für die „schönste Stadt der Welt“ nicht gefunden. Sie braucht ihn auch nicht; keinen Stil zu haben, war immer ihr Vorrecht. Bald sind hundert Jahr vergangen, seit Germaine von Staël, Neckers Tochter und Constants Freundin, nach flüchtigem Weilen über die preussische Residenz schrieb: Berlin, cette ville toute moderne, quelque belle qu'elle soit, ne fait pas une impression assez sérieuse; on n'y apperçoit point l'empreinte de l'histoire du pays ni du caractère

des habitants; et ces magnifiques demeures, nouvellement construites, ne semblent destinées qu'aux rassemblements commodes des plaisirs et de l'industrie. Das könnte vorgestern geschrieben sein. Berlin hat auch 1901 noch keine Physiognomie, keinen besonderen Charakter, der es deutlich von anderen Großstädten scheidet. Nirgends der Eindruck des still organisch Gewordenen, kaum ein Winkel, in dem die Stadtgeschichte spricht. Daran gewöhnt man sich und merkt's erst wieder, wenn man nach langer Entfernung heimkehrt. Welche Fülle wechselnder Sensationen, reizvoller Ueberraschungen hatte man geträumt, — und sieht nun das alte freudlose Grau, das die Goldgitter und Messingkronen mit ihrem unechten Glanz nicht heiterer färben. Ein häßlicher Herbstwind segt die Straßen, rüttelt an Schornsteinen, Fensterladen und Drahtgespinnsten und peitscht den Regen nach Herrenlaune umher. Fröstelnd und griesgrämig schieben die Leute sich an einander vorüber, schnell, schnell, um aus der Masse zu kommen, und verwünschen Jeden, der sie aufhält. Nur die einzelnen Damen, die in ungeheizten Zimmern wohnen, freuen sich der Ansprache und des winkenden Blicks. Unter dem nassen Schirm schreiten sie straßauf, straßab; auch sie unverändert. Noch immer tragen sie enge Röcke, wollen sie dürr lieber als dick scheinen. Die Hüte sind flacher, à la galette, meist mit vielen Blumen, und die hohen Frisuren sind aus der Mode. Soll Das die ganze mutatio rerum sein? Fehlt sonst gar nichts in dem gewohnten Bilde der Reichshauptstadt? Zeigt die berlinische Herrlichkeit uns keinen neuen Wesenszug?



Doch. Der Aufschwung ist dahin und der Krach gekommen. Feine Nasen wittern es überall. Man war so sicher gewesen, so unerschütterlich sicher, Jahre lang. Kleine Schwankungen, rasch vorübergehende Krisen: darauf war man vorbereitet; von dauerndem Niedergang aber konnten nur Narren und Fixer schwätzen. Eben erst hatte die deutsche Industrie ja den Weltobererzug angetreten. Gesunde Finanzwirthschaft; Geld wie Heu; Intelligenz und Thatkraft vereint; und in Handel und Wandel eine Solidität, wie nie und nirgends sie noch gesehen ward. Schon sind in China, auf Samoa, in Afrika und Kleinasien des größeren Deutschlands Grenzen abgesteckt, die weltpolitische Entwicklung führt in die reichsten Schatzkammern der Erde und herrlichen Tagen geht es entgegen. Auch der Triumph, den in Paris unsere Industrie dem Meid abgetrogt hat, wird goldene Frucht tragen.

Mag in der Politik nicht Alles so sein, wie es zu wünschen wäre: wer wird sich darum den Kopf zerbrechen? Der Wohlstand stieg, schneller, als man sich für möglich gehalten hatte; und die Bourgeoisie kannte nur die eine Angst, irgend eine gute Konjunktur zu versäumen. Damit ist's nun vorbei. Es hat sich gezeigt, daß wir nicht Geld genug haben, um Englands Rolle spielen zu können. Keiner von all den schönen Träumen ward Wirklichkeit. Das größere Deutschland liegt im Nebel und die ostasiatische Lehre hat den Muth zu imperialistischer Expansion nicht gemehrt. Das an die pariser Weltmesse auf hohen Wunsch gewandte Geld — die großen deutschen Elektrizitätsfirmen allein haben Millionen an der Seine gelassen — trägt bis heute noch keine Zinsen. Aus allen Provinzen kommen schlechte Berichte und in den wichtigsten Industrien haust verherend die Noth. Jeder Tag bringt neue Hiobspost von Geschäftstodungen, entdecktem Betrug, Arbeiterentlassungen, Einschränkung aller gewerblichen Betriebe. Die solidesten Kaufleute laufen rathlos herum und können, trotzdem sie für ehrlich gelten, nicht den Kredit finden, den sie brauchen, um in ihren Dispositionen nicht gelähmt zu sein. Namen, die Shylock selbst für gut gehalten hätte, sind verblaßt und den Beckerath, Landau, Suermondt hat es nicht lange an Leidensgefährten gefehlt. Und dabei wird das Meiste noch in der Stille gemacht; das Publikum darf ja nicht ahnen, in welchen Prachtpalästen arrangirt und sanirt werden muß. Es ist schlimmer als in den siebziger Jahren; viel schlimmer. Damals wars eine Kinderkrankheit, jetzt geht's um Hals und Kragen. Damals fehlte der erwachsenden Industrie einträgliche Arbeit nicht; das neue Reich stellte lohnende Aufgaben genug und die neue Technik verhieß Profitwunder in unermeßlicher Fülle. Der Taumelrausch riß die an solche Aussicht nicht Gewöhnten in den Abgrund; doch nur den wildesten Spekulanten brach das Genick, nur der Aasgeruch fauler Gründungen stank zum Himmel. Jetzt sind die höchsten Häupter bedroht, die festesten Fundamente gelockert und Niemand weiß mehr, was er faul, was fein nennen soll. Eine Weile wollte man die Gefahr vertuschen. Uebertreibung, hieß es, gehässige Uebertreibung, die aber, wenn sie fort dauert, die jetzt fälschlich behauptete Krisis heraufbeschwören kann. Ist denn gar so Fürchterliches geschehen? Der Hypothekenschach hat Riesenverluste gebracht, beweist aber nichts gegen die Gesundheit unseres industriellen Lebens. Ter Linden und Schoftag waren Fälscher, Gyner ist das willenlose Opfer der Suggestivkraft des Treber-Schmidt, der mit seinem blonden Bart, mit dem treuen Blick und dem gestickten Oberhemd eines kleinstädtischen Biedermannes den Geriebensten täuschen konnte, und Alle, die sonst noch auf der Verlustliste

stehen, sind kleine Leute. Natürlicher Rückschlag ohne weiter reichende Bedeutung. Fragt nur in den Industrierevieren an: Ueberstunden und zurückgewiesene Bestellungen, weil die früher angenommenen Aufträge nicht zu bewältigen sind. Diese Ausreden fanden, so eifrig sie von der Börsenpresse verbreitet wurden, nicht lange Gehör. Noch jetzt ist aus den Zeitungen der traurige Ernst der Krisis nicht zu erkennen und auf dem sozialdemokratischen Parteitag, für den es kein wichtigeres Thema geben durfte, wurde sie kaum erwähnt. Und doch weiß jetzt Jeder, was die Blocke geschlagen hat, und nur die ungerechte Härte des Wortes wird noch gerügt, wenn Einer sagt, der ganze Aufschwung sei im Grunde Schwindel gewesen. Der Begriff des Schwindels fordert aber keinen Dolus, schließt ihn vielleicht sogar aus. Die Personen mögen das Beste erstrebt und, wie die Richter sagen, keinen verbrecherischen Willen in ihr Bewußtsein aufgenommen haben: Das Pumpsystem, das seit Jahren in den Treibhäusern unserer Finanzwirthschaft angewandt wurde, bleibt schwindelhaft, weil es einen Glanz vortäuschte, den kein innerer Reichtum rechtfertigen konnte.

In Berlin siehts besonders schlimm aus. Nirgends sonst hatte man so siegesgewiß in die Welt geguckt, so bedenkenlos über die Verhältnisse gelebt. Der Neuberliner baut seine Häuser für die Vorübergehenden. Denen will er imponiren, wenn er hinter der „monumentalen Fassade“ mit Weib und Kindern auch unheimlich in engen Räumen hockt. Schlechte Schlafzimmer — die sieht ja Niemand —, aber einen bunt aufgeputzten Salon mit gemalten Gobelins und eine Eßtube mit Niesensbuffet und Anrichtentisch für Massenfütterung. Zu Hause muß man repräsentiren; will mans behaglich haben, dann geht man ins Restaurant. Deshalb ist in den großen berliner Kneipen kaum ein Platz zu bekommen. Deshalb führen bourgeois Ehemänner, die auf Prestige halten, ihre Gattinnen allabendlich zu Adlon, Schaurts oder Uhl, ins Palais- oder Central-Hotel. Und die Speisewirthe kennen den Geschmack und Anspruch der Kundschaft; recht viele Gänge — gut braucht keiner zu sein — zu billigem Preis und eine Zimmerdekoration, die „nach was aussieht“. In Berlin soll Alles nach was aussehen. Jeder Schlächter möchte in einer Marmorhalle Hammelrücken und Rinderfilet verkaufen, jeder Barbier zwischen delftier Kacheln Schaum schlagen. In London und Paris, wo der Reichtum seit Jahrhunderten nistet, erblickt man nicht den zehnten Theil des Glanzes, der aus berliner Läden, Schänken, Nasirstuben strahlt. Im Hotel Rix, bei Henry und Noël Peters, sogar in Maxims Cocottenparadies ist die Ausstattung schlich-

ter als in den Bierpalästen an der Spree; und Louvre und Bon Marché können sich an Ueppigkeit nicht dem Waarenhause A. Wertheim vergleichen, das mit tausend Glühlichtern durch die Dämmerung winkt. Wer zum ersten Male nach Berlin kommt, muß glauben, den Boden der reichsten Stadt Europas zu treten. Wer länger blieb, merkte schon vor dem kritischen Jahr, daß die Fassadenkunst ihm das Auge geblendet hatte. Und jetzt reißt der holde Wahn noch schneller entzwei; denn die ganze Shoddypracht ist fahl geworden. An eine Katastrophe darf man in einer Stadt, wo so hart und so tüchtig gearbeitet wird, nicht denken. In der Holztafelung der Progenhäuser aber sät der Wurm, der stucco di lustro bröckelt sackt ab und nicht lange mehr wird der Schein beglückenden Wohlstandes zu wahren sein.

Noch wird er gewahrt. So lange es irgend geht, sagt Jeder: Ich kann vorläufig nicht klagen. Nur die alten Börsenfische geben sich nicht mehr die Mühe, ihre Angst zu verbergen; sie wissen, daß selbst das ihrem Interesse günstigste Börsengesetz die entschwundene Pracht nicht zurückbringen könnte, und nickten mit wehmütigem Lächeln, als ein mehr witziger als ehrlicher Makler, der nach der Badereise zum ersten Mal wieder in die Burgstraße kam, schon im Vorhof des Mammonstempels rief: „Hier riecht nach Pleite!“ Daß fast alle Industriepapiere seit der Aufschwungszeit um ein Viertel, viele um ein Drittel entwerthet sind, wird von den Weisen ein Glück genannt. Der hohe Kursstand war ungesund, doziren sie — Das wird immer gesagt, wenn den Letzten die Hunde gebissen haben —, und die Mittelschicht darf sich überhaupt nicht den gefährlichen Luxus gestatten, Industriepapiere zu kaufen. Sehr schön und sehr tugendhaft; wäre diese Mittelschicht nur auch reich genug, um mit drei- und dreieinhalbprozentiger Verzinsung ihres Geldes auskommen zu können! Und wer weiß heutzutage denn genau, wo und für welche Zwecke sein Geld eigentlich arbeitet? Mancher hat Industriepapiere, wie ein gebranntes Kind das Feuer, gescheut. Die Bank aber, der er sein Bischen Erspartes anvertraute, hat es der ihr verflängelten Industrie zugewandt und damit vielleicht Unternehmungen gefördert, in die der Deponent nicht zehn Mark gesteckt hätte. Wußten etwa alle Kunden der Leipziger Bank, daß sie die Trebertrocknung unterstützten? Als die Gefahr solcher ungeahnten Investitionen sichtbar wurde, begann der große run. Hastig wurden die Depositen zurückverlangt; und die Folge war, daß die Banken, deren Klassen sich leerten, den Händlern und Industriellen die Kredite kürzen und schmälern mußten. Das war das Schlimmste. Jahre lang hatte in besseren Banthäusern sich Niemand um das Konto des Fabrikanten Schulz

und des Kaufmannes Müller gekümmert; die Leute waren ja gut und kamen bald gewiß noch weiter vorwärts. Jetzt lehrte die Geldnoth andere Sitte. Jedes Blatt wurde in den Geschäftsbüchern geprüft, jedes erreichbare Guthaben eingezogen, jeder auch nur im Geringsten risikante Kredit gefündigt. Schulz mochte sehen, woher er die Löhne nahm, und Müller, wie er die für unverkaufte Waare fälligen Wechsel bezahlte. Vor allen Dingen mußte die Bank für ihre Liquidität sorgen. Dann konnten die Direktoren ruhig schlafen; nächstens muß sich ja doch Alles, Alles wenden. So dachten sie noch, als der Sommer ins Land zog. Gerade in Berlin haben Bankdirektoren, deren Schlaueit gerühmt und gescholten wird, nach den ersten Erdstößen noch immer geglaubt, nun sei das Aergste vorbei, und die eigenen Werthe zu dem billigeren Preis aufgekauft. Das Publikum, meinten sie, kommt uns schon wieder, wenn der Schreck aus den Gliedern ist. Aber es kam nicht; und unaufhaltsam sanken die Kurse. Auf hohen Effektenhausen jagen die Schlaunen jetzt und spähen unruhvoll nach einer Strickleiter, die ihnen herunterhülfe. Wie sah man so viele leidende Bankdirektoren. Den Einen plagt die Leber, ein Anderer fürchtet für seine Nieren, die Meisten habens im Magen und überall hört man: Wenn die Krisis erst überstanden ist, halten nicht zehn Pferde mich noch länger im Geschäft!

Nur die Direktoren der Deutschen Bank sind von Gebrechen und Rücktrittswünschen wahrscheinlich ganz frei. Ihnen hat der Sommer des allgemeinen Mißvergnügens die glorreichste Lebens Epoche gebracht. Daß sie ihre alte Feindin, die Dresdener Bank, in Dresden selbst schlagen und unmittelbar nach dem Krach im Sturm das Vertrauen der Sachsen erobern konnten, war ein Triumph; ein größerer, daß der Oberbürgermeister von Dresden in öffentlicher Sitzung verkündete, er habe bei der Deutschen Bank Erkundigungen über den Status der Dresdener Bank eingezogen und beruhigende Auskunft erhalten. Die Stahlkammern der Bank, die der sächsischen Hauptstadt so lange fern geblieben war, schienen den Dresdnern also sicherer als die Säses des Institutes, das dort seit dreißig Jahren besteht; und das Urtheil der berliner Direktoren über die Geschäftslage der Konkurrentin galt an der Elbe als entscheidend. Die Art, wie die Deutsche die Verlegenheiten der Dresdener Bank benutzte, ist mit den Pflichten evangelischer Nächstenliebe vielleicht nicht zu vereinen; und man durfte sich nicht wundern, neulich zu hören, ein Direktor der Dresdener Bank sei grollend aus dem Vorstande des Handelsvertragsvereines geschieden, um nicht neben Herrn von Siemens sitzen zu müssen. Seit wann aber wird in Profitkämpfen denn nach den

Grundsätzen feinsten Sittlichkeit gehandelt? Die Deutsche Bank hat den Erfolg für sich und kann sich gegen Aufsechtung darauf berufen, daß sie dem Sorgenkinde des Konsuls Gutmann ein empfehlendes Zeugniß ausgestellt hat. Das mußte sie, um den Bankenmarkt vor neuen Windstößen zu bewahren, und konnte dabei doch zeigen, wie thurmhoch sie den Sachsenaugen sogar über der unstillen Nachbarin aus der Behrenstraße stand. Die beiden Banken werden schon heute nicht mehr in einem Athem genannt. Und wenn die Deutsche Bank die Depositenverwaltung mit derbem Griff vom Industriegeßäft trennt und den Deponenten die Anlage in sicheren Staatspapieren verbürgt, dann braucht sie überhaupt keine Konkurrenz mehr zu fürchten und ihre Direktoren können vor dem Einschlafen der Frage nachdenken, ob Monopole unter allen Umständen zu verachten sind.

Da unten aber ist's fürchterlich. Selbst für Unternehmungen, die solid sind und Ertrag versprechen, ist kein Geld zu haben. Und nirgends ein Zeichen, daß besseres Wetter herauszieht. Ein Hundertmillionenauftrag der löblichen Staatsregierung wird wie eine Morphiumdosis auf den kranken Körper wirken: vielleicht belebend, sicher nicht kräftigend. Alles war so schön ausgerechnet worden. Deutschland braucht für seine rasch wachsende Bevölkerung neue, ergiebige Gebiete. Um sich in solchem Neuland behaupten, dem Kolonisten, dem Kaufmann und Missionar Schutz gewähren zu können, braucht es eine starke Flotte. Um die theure Rüstung bezahlen und die nöthigen Rohstoffe einhandeln zu können, muß es möglichst große Waarenmengen exportiren. Dieser Export wird uns reichlich ernähren und die Thore des Wunderbaues öffnen, der unserer Zukunft Wohnung sein soll. Seit zehn Jahren wird das Lied geblasen, wird mit mühsamem Aufwand vielstelliger Ziffern bewiesen, daß wir morgen England beerben werden und übermorgen den Wettkampf mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika wagen dürfen. Nun stimmt das Exempel nicht. England hat Säkularschätze gehäuft, führt ohne sichtbare Beschwerde einen Krieg, dessen Kosten wir nie zu tragen vermocht hätten, und sieht nicht aus, als wolle es so bald sterben oder sich auch nur aus der Handelsübermacht drängen lassen. In Amerika verfügt ein Stahltrust über vier Milliarden und eine halbe. Bei uns aber stöhnt der Großindustrielle wie der Kleinhändler: Kein Geld zu haben! Die Rechnung hatte eben ein Loch. Für einen friedlichen Imperialismus — noch gab es in der gemeinen Wirklichkeit übrigens keinen — ist das Deutsche Reich zu arm, zu jung, zu hart vom Mißtrauen der Nachbarn bedrängt. Es mußte sich bescheiden, das Kolonialgebiet in den eigenen Grenzen suchen und auf die gefährliche Glanz-

rolle eines arbitri mundi verzichten oder sich, nach makedonisch-preußischem Muster, in das Abenteuer einer kriegerisch expansiven Politik stürzen. Das wäre nicht ganz leicht; denn keine Großmacht würde ruhig abwarten, bis Deutschland die Briten oder die Russen geschlagen hätte, und die für solchen Fall vorbereitete Koalition träte wahrscheinlich gleich nach unserer Mobilmachung aus dem Dunkel ans Licht. Die Klügsten deutschen Kaufleute täuschen sich aber nicht darüber, daß sie von fortdauernden Friedenszeiten nicht viel zu hoffen haben. Woher soll denn zu neuen Aufschwüngen die Kraft und der Anstoß kommen? Eisen, Stahl, Kohle sind von der amerikanischen Konkurrenz bedroht, die mit geringeren Produktionskosten und mit beträchtlich größerem Kapital arbeitet, und zu elektrifiziren ist in Europa einstweilen wenigstens nichts Rechtes mehr. Die Vermehrung der Flotte hat, mit Allem, was drum und dran hängt, über ein paar schwere Jahre hinweggeholfen. Karl Marx, den jetzt jeder Seminarist belächelt, war doch nicht so dumm, als er schrieb, die bourgeoise Gesellschaft werde eines Tages zu in sich selbst zwecklosen Aufwendungen gezwungen sein, um ihre Gewinnrate vor dem Sinken zu schützen. Aber auch diese stärkste der staatlichen Künste genügt nicht, um Mangel in Wohlstand zu wandeln. Wir reden noch immer von einer Krisis. Am Ende ist die Bezeichnung falsch und das richtige Augenmaß bei Denen, die sagen, so, wie es jetzt ist, werde es bleiben, ohne lauten Krach, aber mit endemischen Wirthschaftseuchen, zehn Jahre lang und noch länger vielleicht.

* * *

„Zehn Pfennje der kleine Sühneprinz! Vor und nach der Audienz! Es ist erreicht!“ Nur die papierne Kinderei erinnert in Berlin noch an das Chinesenjahr, das doch zu ernster Betrachtung stimmen sollte. Mehr als ein Wit, ein anzügliches Wort wird nicht verlangt. Wie ein Märchen aus alten Zeiten klingt uns die Behauptung, die Berliner seien schwer zu regiren. An Wahltagen sind sie ja wirklich zur Stelle und schicken stramm ihre fünf Sozialdemokraten nebst einem Fortschrittsmann in das Reichsparlament. Wer aber ruft in der Stadt, die sich solche Vertretung wählt, denn den Hofwagen Hurra nach? Der Berliner regt sich über politische Dinge nicht gern auf. Die zwischen Schloß und Rathhaus schwebenden Konflikte gehen ihm nicht näher an die Haut als das Erlebnis des Sühneprinzen, geben, wie dieses, nur neue Gelegenheit zu spaßhafter Anspielung. Er ist zufrieden, wenn die Sache glimpflich abläuft, und freut sich, daß der Magistrat, um

den Schein bewußten Widerstandes zu meiden, die Fabel von der technischen Unmöglichkeit einer unter dem Pflaster der Linden durchzuführenden Straßenbahn erfunden hat. Keiner glaubt daran, Jeder kann von Sachverständigen hören, daß die unterirdische Verbindung für zwei Millionen bequem herzustellen ist; aber die Ausrede befreit von den Fährlichkeiten offener Opposition. Auch politisch hat Berlin keinen Stil. Manchmal ballt ein struppiger Tribun die Faust und brüllt, wie Nestroys Schuster: „Wenn ich erst anfangel!“ Aber er fängt nicht an, so wenig wie Anieriem in seinem Rausch und Zettel im Löwenfell. Auf diese friedfertige Grundstimmung des Berliners durfte jede Regierung rechnen, so lange das Geschäft blühte. Ob er künftig so leicht zu lenken sein wird? Der Winter wird schlimm. Schneider, Pelzhändler und Theaterputzmacher werden es spüren. Der Dinerfrack der Maler wird abgeschabt sein, ehe sie eine lohnende Bestellung erbeutet haben. Die Kabinetsweine der großen Speisewirths werden im Spinnengewebe ungestört weiterfirnen und an den Straßenecken werden Gruppen ungenirtter Damen über die schweren Zeiten seufzen. Noth hat mitunter denken gelehrt, kann, wie so oft schon den Einzelnen, auch einmal eine Stadtgemeinschaft erkennen lassen, daß ohne den bunten Trödelsplunder das Leben immer noch lebenswerth bleibt. Das wirthschaftliche Behagen der Bürger hat den Regirenden bisher über alle Klippen geholfen. Jetzt segt der Herbstwind die Straßen und rüttelt aus träg wigelnder Gleichgiltigkeit. Berlin kann sich endlich Ruhm in der deutschen Geschichte erwerben. Es leidet mehr als andere Städte unter den Folgen der grausamen Enttäuschung und sollte gerade deshalb den weniger hart getroffenen Landsleuten ein weithin leuchtendes Beispiel geben. Ent sagt es den monumentalen Fassaden, der Progenprahlerei und der ganzen Gipsherrlichkeit, dann beweist es den lange vermißten Instinkt für die drängendste politische Pflicht und zeigt dem aufhorchenden Volk, welche Sanirung nöthig ist, wenn das Reichshaus vom giftig fortwuchernden Schwamm gründlich rein werden soll.



Pariser Ausstellungen.

Paris hatte im letzten Sommer sehr viele Ausstellungen. Ueberall schossen sie wie die Pilze aus dem Boden hervor: in den Künstlervereinigungen, bei den Kunsthändlern, ja, sogar an jenen Orten, wo sonst die literarischen Revuen herrschen. Doch kommen für die Kritik besonders drei Salons in Betracht: der der französischen Künstler (vormals: Salon des Champs-Élysées), der der Schönen Künste (vormals: Champ de Mars) und der der Unabhängigen. In ihnen konzentriert sich das französische Kunstleben und von ihnen gehen die entscheidenden, theils gedeihlichen, theils verhängnißvollen Anregungen aus.

Um uns zu ihren jährlichen Festen einzuladen, wählen Maler und Bildhauer gerade die Jahreszeit, in der Dinge und Menschen zu neuem Leben, zu neuem Licht erwachen. Alles erstrahlt in neuer Schönheit, Alles scheint kräftiger zu leben. Auch die Maler und Bildhauer werden kühner, tapferer. Sicher ist die Kunst nicht der bloße Abklatsch der Wirklichkeit, aber sie hat die Wirklichkeit zum Ausgangs- und zum Stützpunkt. Von ihr aus strebt sie ihren besonderen Zielen entgegen. Sie wandelt sie um, ohne sie zu entstellen; sie entfernt sich von ihr, ohne sie auch nur einen Augenblick vernachlässigen zu dürfen; sie versteht sie gewissermaßen mit Fingersatz, lieft Maß, Takt und Rhythmus in sie hinein. Und die Natur wieder reht sich vor der Kunst in die Höhe, damit Niemand aufhöre, diese beiden verschiedenen, aber nicht entgegengesetzten Schönheiten zu vergleichen.

Wenn wir daher um diese Jahreszeit die ungeheuren Hallen, die Kunstwerke zu Tausenden beherbergen, betreten, ist der Geist noch voll vom Glanze des äußeren Schauspiels, das er eben verlassen hat. Noch sieht er die beweglichen Laubgänge, die schwankeenden Lichtstreifen, die wechselnden Schatten, das unermessliche Reich der goldgeschwängerten Atmosphäre. Die Bewegungen, die Schritte, die Haltungen der Spaziergänger erscheinen schmiegsamer, weicher. Die Frauen, deren Hin und Her auf dem Rasen wie der Ortswechsel von Wunderwerken anmüthet, entzücken mehr als je das Auge. Sogar die kindlichen und gleichsam in schüchternem Tacten ausgeführten Bewegungen der Kinder stimmen heiter. Die Promenaden schmücken sich mit allerhand farbigen Lichtern, der eben noch wild bewegte Fluß hat sich beruhigt und funkelet majestätisch in seinem strahlenden Wasserkleid mit demantner Schleppe, deren Pracht kein Pinsel je wiedergeben wird.

Aber nun tritt man ein, — und gleich an der Schwelle der Salons stößt man sich an den groben Saalbedienten, den mit verlegender Gewissenhaftigkeit amütsenden Aufpassern, an Schaltern, die wie Marterwerkzeuge wirken; gleich

hier fählt man sich durch Menschen, Statuen und Bilder beengt. Obwohl vorhergesehen, ist alles Das darum nicht minder schmerzlich. Gleichgiltig drückt man eben so gleichgiltig gereichte Hände. Man träumt von einer Kunstgalerie, wo das Schweigen die Leinwand und den Marmor bewacht. Hier aber drängt und spreizt sich eine lärmende Menge, füllt die Treppen, versperret überall die Zugänge, trägt selbstgefällig ihr blödes Lächeln zur Schau an Orten, wo allein Meisterwerke herrschen sollten. Wahrlich: hier müssen die Werke von überragender Schönheit oder wenigstens auffallend interessant sein, um unser Augenmerk von diesem ecken Drum und Dran abzulenken, oder auffallend häßlich, um einen gesunden Zorn auszulösen.

Nun: dieser heilsame Affekt hat im Salon der französischen Künstler reichlich Gelegenheit zur Bethätigung. O diese entwürdigende Malerei! Da sind sie sämmtlich, die geheiligten Meister, die brüchigen Stützen der Akademien, die, im Glauben an ihre Unentbehrlichkeit, eifersüchtig die errungene Stellung verteidigen und doch nur unnütz oder schädlich sind. Allen voran Bonnat, vor dem das Oberhaupt des Staates, Herr Loubet, in der Pose eines guten, selbstzufriedenen Bürgers stillgehalten hat, damit ihn der Maler in einem banalen Portrait verewige. Auf der ungeheuren Deckendekoration des selben Malers kämpfen harte Töne — freidige oder rothe — einen unerquidlichen Kampf mit einander. Die Göttinnen der Wahrheit, der Frömmigkeit, der Gerechtigkeit schweben da auf schmutzigen und fetten Wolken und scheinen die Vorüberwandelnden mit ihrem Fall zu bedrohen. Die schwere, gleichsam ränderige Kunst dieses Malers wirkt antidekorativ: sein Saint Denis nimmt sich neben den Meisterwerken Puvis' de Chavannes wie ein Fleck auf den Wänden des Pantheon aus. Warum gerade ihn mit solcher Arbeit betrauen? Sie konnte ihm unmbglich gelingen. Fade und falsche Anmuth, banale Zeichnung und die Negation aller Farbe sind die auszeichnenden Eigenschaften des „Jephir“ Douguereaus, des Mannes, den die Presse nur noch den „verehrungswürdigen“ Präsidenten der Vereinigung französischer Künstler nennt. Aber der Appell an unsere Nachsicht und an unsere Achtung, der in dem Beiwort zum Ausdruck kommt, kann die Thatsache nicht verdecken, daß die Malerei dieses Mannes ein schlechtes Beispiel giebt. Chartran bietet uns einen melodramatischen Richelieu. Seine Geschichte bleibt im Anekdotenhaften stehen. Nichts Banaleres als dieser Kardinal mit den Verrätheraugen, den Pater Josef mit demüthiger Stimme und unwahren Gesen zu berathen scheint. Dieser Macaire und dieser Bertrand des siebenzehnten Jahrhunderts sind in so schreienden Farben gemalt, in einem so blendenden Roth gehalten, daß die Augen davon fast verbrannt werden. Ein genau beobachtetes Portrait von Jules Lesèvre, eine Altstudie von Hedmer — der sich stets gleich, aber stets gefällt —, ein Bild Leos des Dreizehnten von Benjamin Constant und einen jungen

Mädchenkopf von Hébert kann man als wohl gelungene Leistungen bezeichnen. Neben ihm fällt Roghegroffe am Meisten auf. Sein „Besuch der Königin von Saba beim König Salomo“ breitet sich in einem Triptychon aus Eisen, Stahl, Silber, Gold und Edelsteinen aus; die Körper, die Stoffe, ja, selbst die Atmosphäre scheint aus Metall. Man muß unwillkürlich an die Fensterauslagen der Juwelenhändler in der Provinz denken: so sehr blinzeln sie nach dem Auge des Passanten. Roghegroffe ist Archäologe, nicht Maler; er liest Bücher, er betrachtet nicht das Leben. Natürlich lassen Legenden und historische Vorgänge sich durch die Kunst zu neuem Leben erwecken, vorausgesetzt, daß die Phantasie des Künstlers ergriffen, nicht nur, wie die des Gelehrten, interessiert ist. Die großen Maler Rubens, Rembrandt, Delacroix lebten die Vergangenheit: sie wurden durch sie nicht getödtet. Ihre Gehirn beherrschte die Götter, Könige und Völker, die sie in Szene setzten; sie schufen nach, was die Natur vorge schaffen hatte. Die Illuminirkunst der Roghegroffe und Chartran erstickt unter dem Gewicht der geschichtlichen oder legendarischen Stoffe, die sie auswählen.

Unter den Landschaftern tritt Keiner hervor. Wälder, Thäler, Ebenen, Berge in falschen, photographischen Beleuchtungen: der Kodak wird zum Marterwerkzeug der Schönheit. Die einzigen Bilder, auf denen die Landschaft nicht entstellt ist, sind die von Henri Martin, Lavalley, Paul Albert Laurens; besonders ist die „Morgendämmerung“ von Jules Adler eine starke, aufrichtige, ernste und echte Arbeit. An einem der pariser Quis zieht ein Arbeiter mit einfacher Geberde sein Wamms aus. Die Sonne steigt eben empor. Die Seine, die Böschungen, die Häuser und, ganz in der Ferne, Notre Dame heben sich allmählich von dem Nebel ab, den die ersten Lichtstrahlen durchdringen. Der Vorgang erscheint symbolisch. Ein Alltägliches beginnt sein Tagewerk, nur vergrößert und verklärt durch die Kunst. Dieses Werk söhnt mit der allgemeinen Gewöhnlichkeit einigermaßen aus; es beherrscht diesen Salon, wo sonst nur gräßliche Stämpereien unbeanstandet das große Wort führen. Man darf jedoch jenes Bild nicht verlassen, ohne die tausend Ekel erregenden Schmutzereien der Verachtung preiszugeben. Manche Leinwand ist mit klöde herausfordernden Nuditäten geradezu bevölkert, — aufdringlicher noch als jene belleideten, die die Trottoirs belasten. Diese Bilder winken heran, wie die Straßendirnen. Kein Schimmer von Kunst, nichts als eine Bloßstellung von Schenkeln, Bäuschen, Nacken, Busen und Hümpfen. Ein Markt glatten, fettigen Fleisches, wie im Orient. Oder vielmehr: nicht so wie im Orient, denn dort giebt's wenigstens echte Waare, während hier Alles aus Berg, Pomade und Fett besteht, Dingen, die anderswohin gehören.

In der Ausstellung der Gesellschaft der Schönen Künste (Société des Beaux-Arts) ist wenigstens die Luft erträglich, ja, ab und zu darf sich die Bewunderung regen. Gleich am Eingang steht Rodins „Victor Hugo“,

dessen Geberde mit einem Wink alle bisher erlittene mittelmäßige Kunst wegzuwischen scheint. Die Gruppe ist aus Marmor. Noch fehlen ihr die inspirirenden Masken, die über die Stirn des Dichters hinwegschweben sollen; doch schon in seinem jetzigen Zustand offenbart das Werk seine ganze Bedeutung. Hugo sitzt zwischen den Felsen, mit halb im Stein verschwindendem Körper. Vor ihm glaubt man das Meer rauschen zu hören, eine Menschenmenge wimmeln zu sehen. Er träumt, befiehlt, beherrscht. Er ist Gott, Satyr oder Titan. Er behauptet Großes, Uebermenschliches; man sagt nur nicht gleich: Was? Es ist der wirkliche Mensch, wie man ihn gefannt hat und ihm begegnet ist; Der, den das Leben mit seiner ganzen Gewalt bedrängt und umschlungen hat; der Selbe, dessen Genius zugleich auch einen Gedankenschatz hervorgebracht und eine Fülle geistiger Anregungen geschaffen hat, die im Gedächtniß der Menschheit zu ewiger Fortdauer bestimmt sind. Die Technik wird durch keine Kleinheit, keine Virtuosenmenge entstellt: sie ist auf das Große angelegt, ist berechnet, der Idee zu dienen. Unträglich sicher wird hier mit großen Masken geschaltet. Die größten Bildhauer haben nie Größeres gethan. Rodin, Ronet, Renoir und Degas tragen auf ihren Schultern die wurzelechte moderne Kunst; von ihnen wird auf die Kunst der Gegenwart in Zukunft Glanz fallen. . . Von anderen Bildnern behaupten sich daneben Dalou, dessen „Lavoisier“ voll konzentrirten Lebens ist; Bartholomé, dessen schöne junge Mädchen in nackter Menschheit sich ein Geheimniß zuraunen; Baffier mit einem kraftstropfenden Arbeiter, der ein Schwert gegen seinen Leib preßt.

Ich komme zu den Malern, von denen zunächst einige hoffnungsvolle junge Talente genannt seien. Angladas vier Szenen aus dem Café-Concert sind von peinlichster Genauigkeit. Die rasenden Bewegungen der Tänzerinnen sind mit ihren heftigen und schmerzlichen Bewegungen, ihren eigenthümlich gewundenen und winkligen Verrenkungen dem Moment abgelauscht. Und welche malerische Kunst! Da mischt sich plötzlich unter die hellen Lichter ein dunkleres Farbenton und die rothen, die gelben und die grünen Nuancen stoßen auf einander, ohne sich aufzuheben oder sich zu schaden. Die pariser Quadrille wird da von einem feinen und farbigen Staube umwirbelt und das künstliche Abendlicht des Theatergartens ist ohne jede Härte, ohne jede metallische Rauheit wiedergegeben. Die Zeichnung ist schwungvoll und genau, die Atmosphäre heiter und lebendig. Herr Anglada verfügt über die seltensten Gaben. Morissets „Straße von Paris bei Abendbeleuchtung“ zeigt zwar sicherlich den Einfluß Daumiers, giebt aber sehr glücklich das von vielfarbigen Lichtern bestrahlte Menschengewimmel wieder. Wie Das durcheinander krabbelt und sich vergnügt vorwärtschiebt! Spielhäuser tauchen empor, Hanswurste eilen mit grotesken Bewegungen hin und her. Das Massenleben

wird sichtbar. Hoch oben beim Saalfries tauchen die sauberen und harmonischen Linien einer schönen Landschaft auf: „Ferdueft“ von Urbain. Nicht weit davon eine feltfame, obwohl nicht gerade wohlthuende Sendung Guérins. Die Malerei ist klebrig, aber die Anschauungsweise verräth Eigenart. Von Portraits eine Ueberfülle. Die mageren, zarten, süßen Modelle von Aman-Jean blicken auf die „Ehrenjungfrau“ Raffaels, die, ganz in Weiß, eher einen winterlichen als hochzeitlichen Eindruck macht. Die Farben sind grell und roh. Louis Picard hält das Bild von Fräulein X in eine unbestimmte Atmosphäre ein; im Uebrigen ist die liebliche, etwas gebrechliche Erscheinung nicht ohne Reiz. Jacques Blande malte eine Gruppe von Persönlichkeiten mit ehelicher, taktvoller und ernster Kunst, die an die Art Fantin-Latours erinnert; seine ersten Vorbilder, die Engländer, hat Blande überwunden. De la Gandara, dessen Werke von allen Gräfinnen und reichen Amerikanerinnen in den Himmel gehoben werden, verleiht seinen Modellen durch aristokratisch sein sollende Posen ein steifes, überdies banales Aussehen: eine andere als die Vornehmheit der Kastenaristokratie scheint er nicht zu kennen; natürlich verliert sie dadurch auf seinen Bildern jede Anmuth. Alle seine steif in die Höhe sich reckenden Damen haben etwas Amazonenhafte: man sucht nach dem Pferde. Besnard vermeidet solche Uebertreibungen mit größter Gewissenhaftigkeit. Sein Portrait der Frau X erscheint in natürlicher, ungezwungener Haltung. Der grüne und braune Hintergrund wirkt geschmackvoll. Das Kleid flimmert in Perlmuttertönen, die aber durchaus nicht schreiend sind. Die den Hals umschlingende Käsche bringt in diese so glückliche Farbenharmonie einen hellen Drangeton. Der stolze — fast möchte man sagen: römisch-stolze — Kopf ist gut gemalt. Ueberhaupt: eine Meisterarbeit.

Eine Menge Aussteller folgt den großen Meistern. Sie malen gewissermaßen in den Museen, nicht im Atelier oder im Freien. Ihre Empfindungen sind unfrei: erst nach dem Durchgang durch die Seelen der Velasquez, Reynolds oder Puvis de Chavannes wenden sie sich ihren Gegenständen zu. So hat Zuloaga einen „Spaziergang nach dem Stiergefecht“ gesandt, an dem Velasquez und Goya mitgearbeitet zu haben scheinen. Wäre nicht der Johannisbeertron der Gewänder, so würde man glauben, dieser Leinwand im Prado begegnet zu sein. Daß dieser Maler sich doch seiner freien, bäuerlichen Anfänge erinnerte! Seine neuerdings ausgestellten Arbeiten verrathen eifrige, aber mißlungene Bemühungen. Kolkshoven ahmt den Meistern der londoner National Gallery nach: seine Pothien sind Gainsborough und Lawrence. Andere lassen sich von Lebenden anregen: so Berton von Carrière, Le Gout-Gérard von Cottet, Monod von Mesnard. Eine traurige Prozession von Nachahmern! Ihre erborgte Kunst erinnert an die einst genossenen Vorlesungen, wo nur von zu plagürenden oder zu plündernden Schriftstellern die Rede war. Da wurde ganz cynisch der Diebstahl gepriesen und sogar belohnt...

Eine nachträgliche Huldigung gebührt Gazin. Seine dekorative Wandfläche wirkt nicht verführerisch; seine Landschaften — „Roths Schloß in Samer“, „Kanal in Flandern“, „Der Teich“, „Der Schaffall“ — leiden sämmtlich unter dem wattrirten Himmel, dem einzigen, den der Künstler zu sehen scheint; aber dem Zauber ihrer zarten, melancholischen Poesie, ihrer gestillten und besänftigten Trauer kann man sich schwer entziehen. Es ist, als ob eine Todesahnung des Malers diese Landschaften verklärte, als ob er sie, Abschied zu nehmen, angeblickt hätte.

Die sogenannte bretonische Schule hat sich in die Dunkelheiten der braun-schwarzen Malerei verirrt. Auf das Bestreben, eine leuchtende, lebendige Atmosphäre zu Stande zu bringen, hat sie gern Verzicht geleistet, um sich ganz der Darstellung des Charakteristischen zu widmen, was gut ist, und die Erzählung zu pflegen, was schon weniger gut ist. Sie ist in ihren Vorwurf verliebt, erzählt von den Sitten, den Gewohnheiten, den Dramen des bretonischen Lebens. Sie malt dreibändige Werke, Das heißt: Triptychen. Sie sucht durch Mittel zu interessiren, die leider nur zu oft literarisch sind. Das Haupt dieser Schule, Cottet, stellt in diesem Jahr „Das Sanct Johannisfeuer“ aus. Bauern, Kinder und greise Frauen umringen, theils aufrecht, theils kauend, ein heftig loderndes Feuer bei eintretender Dunkelheit. Die Typen sind glücklich charakterisirt, ihre Anordnung ist tadellos. Aber da die Atmosphäre überhaupt nicht wiedergegeben ist, könnten die Gestalten, ohne sofort gebraten zu werden, nicht einen Augenblick in den ihnen vom Maler zugewiesenen Stellungen verbleiben; dadurch werden die elementarsten Ansprüche des Wirklichkeitsinnes verletzt. Andere Werke Cottets — „Grauer Himmel“, „Sturm“, „Dorf“ — sind anmuthige Arbeiten. „Die Prozession“ von Simon ist eine imponirende Leistung. Wirklich bewegen sich da die Menschen, flattern die Fahnen und weht ein starker Wind vom Meere her; auch spürt man den Rhythmus, der die schreitende Menge durchzuckt. Selten hat der gewissenhafte Künstler einen einleuchtenderen Beweis seines Könnens gegeben. Das Licht und der Schatten, die Luft und die Jahreszeit sind die besonderen Aufgaben, die Claus seinem Pinsel stellt. Seine „Alte Tanne“ tritt, plötzlich vom Lichtstrahl getroffen, wie ein großes Phantom aus dem Wald heraus. Claus verkleinert oft die Dinge: hier erhöht er sie. Er frühnte früher der Neigung, „schön“ zu malen; jetzt strebt er nach dem Großen, dem Erhabenen; und es gelingt ihm. Tote Städte mit ihren stillen, schweigsamen Winkeln, ihren ruhigen, wie ausgestorbenen Häusern, ihrer selbst in der Sonne traurig düsteren Beleuchtung machen die Poesie in der Kunst („Die Statue“, „Der Kanal“) Le Sidaners aus. Und man macht vor ihr Halt und bewundert ihren hellen oder dunklen Frieden. Herr und Frau Duhem, deren Talente vermählt sind, vertiefen noch jenen Ein-

druck der Verlassenheit und der Traurigkeit. Wenn diese drei aufrichtigen — fast möchte man sagen: frommen — Künstler sich zur Schule konstituiren wollten, so könnten sie die des Schweigens begründen. Ob es sich um den „Tod“ oder den „Thurm“ oder den „Morgen im Garten“ handelt, — überall das selbe Bemühen, die Umgebung durch kein Geräusch zu stören. Solche Arbeiten sind wie geschaffen für verschlossene Häuser, für Orte, wohin sich der Gedanke vor der lästigen Unruhe und dem Lärm des Lebens zurückzieht, für Erinnerungskapellen.

Eine Sonderstellung nimmt Carrière ein. Seine Kunst ist so eigen, daß man ihr einen Platz auf halbem Wege zwischen der Malerei und der Bildhauerei einräumen könnte. Wir sind alle gegen seine Kunst erhobenen Einwürfe wohl bekannt; aber sie alle vermögen seiner sicheren und starken Persönlichkeit nichts von ihrem Reiz zu rauben. Auf Carrière wirken die Dinge nur in ihrer Masse: ihre Einzelheiten unterdrückt er. Das, was zufällig an ihnen ist, streift er ab, um das Dauerhafte ihres Wesens, Das, was ungebrochen die Jahrhunderte überlebt, darzustellen. Worum es sich im Einzelnen auch handle, sei es ein Portrait oder eine menschliche Leidenschaft („Die Mütterchaft“), — immer zielt dieser Künstler auf das Wesentliche, das Entscheidende, immer weiß er den Punkt zu treffen, an dem jegliches Ding mit dem Ewigen zusammenhängt. In seinem „Abendluß“ erscheint die Mutter wie die Natur selbst; ihre Härlichkeit und Güte verläßt sie, die Animalität tritt hervor. Die Gruppierung auf dem Bilde ist einfach, lebendig, von konzentrirtem, fast religiösem Ausdruck. Während Carrière ins Hohe und Ferne entführt, fährt uns Béraud in die Niederungen zurück. Geheiligte Gegenstände, wie „Christus am Pfahl“, behandelt er als Trödler der Kunst. Die Zeichnung ist pedantisch genau, kleinlich, wie die Handschrift eines Schreibers; die Farbengebung ist matt und stumpf, nur überrascht uns plötzlich ein greller Ton. Da kann man, unter den Schächern, einen Freimaurer sehen und es giebt Leute, die schwören, daß sie manche ihrer Zeitgenossen in ihm erkennen. Man gruppirt sich um das Bild und diskutiert lebhaft. Die Damen zählen, mit dem *facos-à-mains* in der Hand, die Anzahl der sichtbaren Dornen, die Knoten in den Geißelstricken und die Blutperlen, die von der heiligen Stirn herabträufeln. Die Marter Szene wird hier zur Freundszenen. Niemand ist erschüttert, Alle gadern neugierig durcheinander... Solcher sozusagen religiösen Maler giebt es, neben Herrn Béraud, noch einige (Dubuffe, Aublet), deren Kunst auf die Evangelien verfaßt ist. Sie modernisiren Christus, Magdalena, Maria. Unter dem Vorgeben, die alten Meister hätten ihre Personen toskanisch, venetianisch oder burgundisch gekleidet, stecken diese Maler ihre biblischen Gestalten in die Zwangsjacke der neuesten pariser Mode. Das mag die Schneiderkunst interessiren, aber

keinen künstlerisch Fühlenden. Es ist jedoch bedauerlich, daß solche schreiende Geschmackswidrigkeiten im Champ de Mars sich breit machen dürfen: ihr Platz wäre eher die Ausstellung in den Champs Elysées.

Nur wenige Schritte haben wir zu gehen, um in den „Salon der Unabhängigen Künstler“ zu gelangen. Was diese Künstlergruppe auszeichnet, ist der Haß gegen jede offizielle Organisation. Keine Jury, keine erlauchte Gönnerschaft, keine Medaillen. Sie nimmt, was die Mitglieder einschicken, ohne Weiteres an, verlost die Plätze und bringt die Werke des selben Ausstellers auf der selben Wandfläch: an. Jede Woche findet eine Konferenz statt. Selbst in den gewagtesten Neuerungen und Versuchen dieser Künstler fühlt man Leben und Unternehmungsgestir. Eine solche Einrichtung ist, bei allen ihren Mängeln, die einzig wahrhaft freie; leider die einzige dieser Art, die wir kennen. Nun ist es am Publikum, die Spreu von dem Weizen zu sichten, das Gute zu fördern, das Schlechte zu entmuthigen.

Die Schulen gehen hier weit auseinander. Eine Gruppe von dilettirenden Malern, die sowohl die Champs Elysées als der Champ de Mars mit Schmerzen vermissen würden, verschanzte sich in den Nebensäden. Sie bilden den faulen Punkt im System der absoluten Freiheit. Alle Anderen aber, denen wir hier begegnen, lehren uns werthvolle Dinge über die Kunst von übermorgen.

Vor Allen die Neo-Impressionisten. Signac lenkt zunächst durch den ausgestellten Entwurf einer Dekoration des Rathhauses von Asnières die Aufmerksamkeit auf sich: eine klare, logische, durch und durch moderne Arbeit, die der Gemeinderath, aus eben so klaren, seine kostbaren Eigenschaften eben so scharf beleuchtenden Gründen, abgelehnt hat. Aus diesem Versuch geht jedoch hervor, daß keine Malweise so gut wie die neo-impressionistische geeignet ist, große Flächen zu bedecken, ohne sie zu verdüstern, und Licht in Hallen zu schaffen, aus denen die jetzige Art der Dekorationen es ausschließt. Landschaften von leuchtender Farbenwirkung und mit gleichsam beweglicher Atmosphäre vervollständigen Signacs Ausstellung. Theo van Rysselberghes großes Bild „Badende Frauen“ hatte kürzlich in Wien langwierige Debatten entsponnen, darüber hinaus aber unstrittig die Sympathien der Künstler erworben. Heute erscheint das Bild durch die Zeit gleichsam gereift: von ausstrahlender Wärme, in Licht gebadet und durch schmiegsame, schöne Körperformen verlebendigt. Die starke, einheitliche Gesamtwirkung kann durch nichts beeinträchtigt werden, weder durch Verstöße gegen die Perspektive noch durch Irthümer im Gebrauch der Farbenwerthe. Die Arbeiten von Croffs — „Die Akazie“, „Die Schwanenfamilie“, „Mentone“ — bezeugen die richtige, eben so intensive wie geduldige Naturanschauung dieses Malers. Seine Kühnheiten sind logisch, seine Umritzzeichnung scharf und energisch, sein Strich

breit und edlig, die Leuchtkraft seiner Farben zugleich schön und wissenschaftlich genau. Seine Werke sind sich als Offenbarungen der Schönheit gleich, sonst aber durchaus verschieden durch die Behandlung des Lichtes wie der darzustellenden Gegenstände. „Vlids“ von Paris — Kais, Brücken, Straßen — finden in Luce einen stets aufmerksamen und begabten Interpreten. Diesmal besonders entzückt er durch den „Pont Sully“ bei Rebel. Nichts verkehrt; Alles ist fein und mit sicherer Kunst zusammengestellt.

Einige neue Erscheinungen stehen künstlerisch den Neo-Impressionisten sehr nah; so Frau Lucie Cousturier und Lebasque; Jene ist von Signac beeinflusst, Dieser von Luce angeregt. Augrand beschränkt sich auf Zeichnungen. Davon sind besonders jene, deren Umrisslinien nicht zu scharf gegen den Raum abgegrenzt sind, geradezu prachtvoll: man saugt die Helligkeit ein und spürt die Schwingungen der Luft. Diese Arbeiten verrathen wahrhaftige Größe und bekunden eine völlig in sich abgeschlossene Persönlichkeit. Herrn Denis' Kunst ist naïv, warmblütig, fromm; sie bringt alle einfachen, ungekünstelten Empfindungen, alle reinen Affekte zum Ausdruck. In seinem „Moses“ ist das Fleischliche eben so frisch wiedergegeben, wie sich das Wunderbare mit selbstverständlicher Natürlichkeit darbietet: als ob sich um Dinge handelte, die Jedermann vertraut sind.

Roussel, Bonnard und Vuillard bilden eine wichtige Gruppe für sich. Besonders der zuletzt genannte Künstler bewährt bei der Wiedergabe intimer Gegenstände — „Intérieur“, „Die Großmutter“, „Die kleine Familie“, „Gartenszenen“ — eine ganz neue Technik und offenbart dadurch neue Schönheiten. Er verfügt über ungewöhnliche Farbenharmonien, ohne gesucht zu werden. Schmelzendes Grau und zartes Mattgrün herrschen vor; dazwischen brechen gelbe, blaue, violette und rosa Töne hindurch, — man muß dabei an gewisse, künstlich gewebte Töne denken.

Zwei belgische Künstler, Ensor und Lemmen, zeigen treffliche Eigenschaften. Ensor gehört unter die repräsentativen Maler unserer Zeit. Er schafft die kräftigsten, saftigsten und kühnsten Farbenharmonien mit sicherem Instinkt. Seine „Austernefferin“ ist zwar schon mehr als zehn Jahre alt, übt aber trotzdem heute noch siegreiche Wirkung; ein zu dauerndem Leben bestimmtes Werk. Von dem selben Meister sieht man erstaunliche Radirungen. Lemmen pflegt ganz intime Kunst. Die selben gewundenen, beziehungsreichen Linien dienen zum Ausdruck der verschiedenartigsten Dinge: spielender Kinder, Frauen, die Hüte garniren, Mädchen, die am Meeresgestade, auf den Dünen sitzend, stiden. Seine Beobachtung ist scharf, ohne ins Spitzfindige zu gerathen, seine Pinselführung frei und energisch. Ich nenne an dieser Stelle noch die von dekorativem Blick zeugenden Arbeiten von Espagnat, die Portraits von Albert André, die unfertig scheinenden, weil zu allgemein gehaltenen

spanischen Szenen von Iturino und von Milcendeau. Man wird die Namen dieser jungen Künstler behalten müssen.

Die Gewerbekünste sind in den Champs Elysées gut vertreten. Allerhand Möbel in Formen von eleganten, aber einfachen und energischen Linien, Anrichtentische, Betten, Sofas, Schränke tragen zur allgemeinen Erneuerung der Möbeldesignatur bei, die, ein Bisphen gewaltsam, mit etwas zu großer Absichtlichkeit in Szene gesetzt, sich nun doch gangbare Wege schafft, mit immer sichererem Geschmack sich entwickelt und vielleicht einen neuen Stil begründen wird. Den Gewerbekünstlern des Champ de Mars schweben als Ideale nächsterne Zweckdienlichkeit und gewissenhafte Ausführung, Anmuth und Stilreinheit vor; manchmal gelingt auch die Verwirklichung.

Wenn ich zum Schluß die Summe dieser drei langen Ausstellungsbesuche ziehen wollte, so müßte ich sagen: Kunst ist nur dort vorhanden, wo der offizielle Einfluß aufhört. Wir fühlen sie nur in den Leistungen der freien Künstler. Die offizielle Kunst Frankreichs liegt in Schutt und Trümmern; die andere, die von der Regierung vernachlässigt, verurtheilt, verleugnet wird, steht in der vollsten Blüthe viel verheißender Entwicklung. Diese Kunst ist es, die immer deutlicher sich in den Vordergrund schiebt, immer sichtbarer zu europäischer Kunst sich ausdehnt. Das ist vielleicht ein Unglück — ich will jetzt und hier kein Urtheil wagen —, aber als Thatsache ist daran kaum noch zu zweifeln, seit im vorigen Jahr alle fremden Abtheilungen der pariser Weltausstellung den übereinstimmenden Beweis dafür erbracht haben. Die Entwicklung dieser europäischen Zukunftskunst denke ich mir genauer etwa so: Bald wird, was Freiheit war, in Knechtschaft sich umkehren. Dann wird aus der Vergessenheit, wohin man sie verbannen will, die ganze Schaar jener Künstler aus Licht steigen, die heute als exzentrische Narren behandelt werden. Das heißt: die ganze Gruppe jener unabhängigen Neo-Impressionisten und Symbolisten, von denen man bisher nur die Lächerlichkeiten glossirt hat, die aber an Wissen und Weisheit täglich mehr reifen. Das werden dann die Leute sein, die die Gegenwart bestimmen und eine neue Seite der ewigen, aber stets wandelbaren Schönheit entdecken werden. Sie werden sich mehr noch auf den Individualismus als auf die Freiheit berufen. Der erwachte Sinn für die unbegrenzte Mannichfaltigkeit der Erscheinungen und der sie abbildenden Talente wird die Schulen in unendlich viele Sekten zerstückeln, sie also töten. Und dann werden vielleicht die Gemeinplätze und die Routine verschwinden, da Künstler ja nur noch Individualitäten, Persönlichkeiten sein werden.

Paris.

Emile Verhaeren.



Die amerikanische Gefahr.

Nicht nur in der Politik, sondern auch in der Wissenschaft tobt der Streit zwischen den Anhängern des Agrarstaates und denen des Industriestaates. Darum ist es doppelt erfreulich, daß jüngst eine Schrift erschienen ist, die durch eben so scharfsinnige wie objektive Analyse und durch Vielseitigkeit der Kenntnisse über einen Theil des Streitobjectes wesentliche Aufklärung zu geben geeignet ist: die vom Professor Julius Wolf in Breslau verfaßte Schrift über „Das Deutsche Reich und den Weltmarkt“ (Verlag von Gustav Fischer in Jena).

Wolf konstatirt zunächst, daß der deutsche Export nach der Ansicht hervorragender Nationalökonomien — Adolph Wagners, Schmollers, Didenbergs — bedroht erscheine. Dann fragt er: Welche Verwandtniß hat es mit diesen drohenden Schwierigkeiten? Und weiter: Wird Deutschland seine industriellen Exporte aufrecht halten können, wenn erstens die Konkurrenz mit den anderen Industrieländern sich verschärft, wenn zweitens Ostasien mit seinen unzähligen Arbeitskräften mit Deutschland in Konkurrenz tritt, wenn drittens die Ackerbauländer Rußland, Nordamerika, Argentinien Kräfte für die Industrie in genügender Zahl frei machen und ihren Bedarf an Industrieprodukten aus der heimischen Industrie decken können?

Seine Untersuchung führt zu folgenden Resultaten. Die den deutschen Ausfuhrern durch die Konkurrenz von Ländern, die schon bisher Industrieländer gewesen sind, drohende Gefahr darf nicht zu hoch eingeschätzt werden. Denn England und Frankreich, die hier in erster Linie in Betracht kommen, haben, nach Wolfs Meinung, nicht die selben Chancen wie Deutschland. Um seine Ansicht zu stützen, verweist Wolf zunächst auf die Eisenindustrie. Die deutsche Roheisenproduktion, die 1870 nur 1½ Millionen Tonnen betrug, ist seitdem auf über 8 Millionen (im Jahre 1899) gestiegen, während die englische Produktion sich im selben Zeitraum von 6 Millionen Tonnen nur auf knapp neun und eine halbe vermehrt hat. Weiter erinnert Wolf daran, daß, nach den Zeugnissen der Geologen, die Kohlenreviere in Centralfrankreich in hundert Jahren, in Nordengland in hundert bis zweihundert Jahren, die übrigen englischen und französischen Kohlenfelder in etwa dreihundertundfünfzig Jahren abgebaut sein werden, während die deutschen Kohlenreviere (im Saar- und Ruhrbecken wie in Oberschlesien) noch für achthundert bis tausend Jahre reiche Erträge zu liefern versprechen. „Nun haben wir für die Beurtheilung der Industrieverhältnisse von heute, morgen und übermorgen selbstverständlich nicht mit der Frist zu rechnen, wo die Kohlenlager erschöpft sind; aber doch mit jener, wo in größere Tiefen gegangen werden muß und mit steigenden Gesteigungskosten der Preis der Kohle

in die Höhe geht.“ Darum liegt der Zeitpunkt kaum zu fern, wo England und Frankreich höhere Kohlenpreise haben werden als Deutschland und daher auch höhere Produktionskosten für eine lange Reihe von Waaren. Endlich fährt Wolf an, das deutsche Volk verfüge über ein größeres Maß von moralischen und psychischen Kräften als Franzosen und Engländer und werde deshalb diesen Völkern auf lange Zeit hinaus überlegen bleiben.

Eben so wenig wie die englische und französische Konkurrenz ist, nach Wolf, die ostasiatische zu fürchten. Denn die Entwicklung der chinesischen und japanischen Großindustrie findet ihre Grenzen darin, daß sie die Löhne dort seit Jahren rasch in die Höhe treibt, gleichzeitig aber die Gesundheit der bisher an das Leben im Freien gewöhnten Arbeiter durch die anstrengende Fabrikarbeit untergräbt und dadurch das Verhältniß der Arbeitsleistung zum Lohn immer ungünstiger gestaltet. Die japanische Ausfuhr ist freilich während der zehn Jahre von 1888 bis 1898 von 200 auf 360 Millionen Mark gestiegen; aber die Einfuhr nach Japan hat in der selben Zeit eine Steigerung von 200 auf 600 Millionen erfahren.

Anderß steht es um die Gefahr, die daraus erwächst, daß sich die bisherigen Rohstoffstaaten industrialisiren. Zwar scheint die Industrie Rußlands keine für uns bedrohliche Entwicklung zu nehmen. Wohl aber betrachtet Wolf das künftige Verhältniß der Vereinigten Staaten zu Europa mit Besorgniß. Noch 1884 betrug die amerikanische Roheisenproduktion 4, die englische 8 Millionen Tonnen; 1889 war die amerikanische auf 14 Millionen gewachsen, die englische nur auf 9 $\frac{1}{2}$. Nun bedenke man, daß die amerikanische industrielle Konkurrenz erst in den Anfängen befindlich und darum über das Gebiet der Eisen- und Stahlindustrie noch nicht hinausgediehen ist. Wenn nun die amerikanische Industrie sich bisher in der Hauptsache damit begnügt hat, den inländischen Markt zu versorgen — der deshalb auch für Importe nicht sonderlich aufnahmefähig gewesen ist —, so ist zu erwarten, daß sich die Union nicht nur der europäischen Einfuhr immer mehr verschließen, sondern auch auf dritten Märkten unserer Industrien ein gefährlicher Nebenbuhler werden wird. Dazu kommt, daß die Union über ungeheure Kohlenvorräthe — nach ungefähreer Schätzung 700 Milliarden Tonnen — verfügt und daß die Kapitalvereinigungen und Trusts der amerikanischen Industrie bei der Konkurrenz mit der fremden Industrie sehr förderlich sein müssen.

Durch diese Betrachtungen wird Wolf dazu gedrängt, auf Mittel zur Abhilfe zu sinnen. Und hierbei kommt er zu dem Schluß: gegen die übermächtige Stellung der Vereinigten Staaten von Amerika müßten sich die „Vereinigten Staaten von Europa“ zusammenschließen. Einstweilen könne es sich freilich — wolle man sich nicht in Utopien verlieren — nur darum handeln, die Staaten Mitteleuropas und des Südostens einander zu nähern,

sie auf das ihnen Gemeinsame hinzuweisen und so, wenn auch nicht zu einem Zusammenschluß, doch zu einem Zusammengehen von Fall zu Fall zu führen. Wolf denkt dabei nicht an eine Zollunion. Vielmehr genügt es ihm, wenn zunächst Deutschland, Oesterreich-Ungarn und die Schweiz, später vielleicht die Niederlande und die Balkanstaaten, nachher noch Italien, Frankreich, Belgien sich wirtschaftlich einander nähern wollten, unter vorbehaltloser Wahrung der wirtschaftlichen Autonomie jedes einzelnen Landes. Durch eine solche Verständigung über gemeinsame ökonomische Interessen müßte jeder dieser Staaten eine Stärkung seiner Position erreichen. Wolf hält es nicht für unmöglich, daß ein — wenn auch loses — wirtschaftliches Bündniß diese Staaten fähig macht, für jeden einzelnen von ihnen dem ferneren Ausland andere Bedingungen abzugewinnen, als es in der Vereinzelung möglich ist. Näher wird der Gedanke in dieser Schrift nicht ausgeführt: „Gilt es hier doch blos“, schließt Wolf, „die Situation parteilos zu überschauen, sie so scharf wie möglich zu beleuchten und aus dem Bereich der Meinungen Das herauszuheben, was stichhaltig ist.“ Daß dies Ziel erreicht worden ist, wird der objektive Leser zugeben müssen, mag er sich nun in den Einzelfragen zu Wolfs Resultaten zustimmend oder ablehnend verhalten.

Riel.

Professor Georg Adler.



Kunst in der Volksschule.

Sins der gangbarsten Schlagwörter unserer Tage heißt: „Die Kunst dem Volke!“ Wie dem Volke, dem wirklichen, die Kunst zu bringen sei, ward eine ernsthafte Frage unserer Kultur. Wenn schon in die öde Wertstätte, wo der Arbeiter seinen langen Tag verbringt, kein Strahl aus der Sonnenhöhe der Kunst fällt, wollte man wenigstens in die kahlen, geschmacklos eingerichteten Räume der Miethkasernen ihn zu lenken suchen. Zunächst mußte aber das Bedürfnis geweckt werden; die Augen mußten sehen, die Ohren hören lernen.

Museen und Kunstsammlungen giebt es in Fülle und kaum noch einen Platz in unseren Städten ohne ein Denkmal. Wir haben Ausstellungen das ganze Jahr hindurch und Reproduktionen guter Bilder zu wohlfeilsten Preisen. Musik und Theater ist überall für wenig Geld zu genießen. Seit zwanzig Jahren geschieht in dieser Richtung das Mögliche; aber von einer Ausbreitung der Kunstempfindlichkeit und des Geschmacks ist gerade in den Kreisen der Arbeiter, der Handwerker, der Bauern wenig zu spüren. Man merkte überhaupt bald, daß bei den Erwachsenen der Liebe Mühe zu spät komme und daß man auf die erst werdenden Seelen einzuwirken suchen müsse. So ward die ursprüngliche Forderung: „Die Kunst dem Volke“ durch die bestimmtere ersetzt: „Die Kunst im Leben des

Kindes“, „Die Kunst in der Schule“, „Die künstlerische Erziehung der Jugend“. Und schnell hatten eifrige Kunstschriftsteller dann auch die Entdeckung gemacht, wer eigentlich die Schuld an dem unkünstlerischen Wesen unseres Volkslebens trage: natürlich die Schule und ihre Lehrer.

In dem Katalog der Ausstellung „Die Kunst im Leben des Kindes“ sagt der Maler Otto Feld: „Soll der Zeichenunterricht seinen Zweck erfüllen, so muß vor Allem jene Methode verschwinden, die Gemüth, Phantasie und Fassungsvermögen leer ausgehen läßt.“ In welcher Volksschule er diese Methode kennen gelernt hat, sagt Herr Feld nicht. In der Berliner Zeitung gestattete Herr Dr. Heilborn sich folgende Sätze: „In der That ist in dem herrschenden Unterrichtssystem nirgends ein auch noch so beschriebenes Plätzchen für das Heranbilden künstlerischen Anschauens und Empfindens vorgesehen. Denn daß etwa die Methode unseres heutigen Zeichenunterrichtes in dieser Richtung irgendwie wirken könnte, glaubt doch wohl kein Einsichtsvoller.“ Von den Kinderzeichnungen der Ausstellung aber behauptete er, daß sie „den Anstoß und die Grundlage für eine vernünftige Reform unseres verrotteten Zeichenunterrichtes geben.“ Auch in anderen Blättern kamen die Referenten zu ähnlichen Urtheilen: „Für die Uebung des Gefühls, die Uebung der Seele wird in der Schule vorläufig noch so gut wie nichts gethan.“ „Die Art unseres Unterrichts hat die dem natürlichen Menschen innewohnende Fähigkeit der Beobachtung nicht nur nicht gesteigert, sondern geradezu geschwächt.“ „Der Zeichenunterricht bedarf unbedingt einer durchgreifenden Umgestaltung.“

Selbst wenn diese Vorwürfe berechtigt wären, so sind sie nicht an die Lehrer zu richten. Ist die Lehrerschaft Herr in der Schule? Sind es die Lehrer, die die öden, im Fabrikstil gehaltenen Bildungsanstalten bauen, die Schulzimmer grau anmalen, die Schulhöfe Gefängnißhöfen gleich anlegen, die sechzig und mehr Kinder in eine Klasse stecken und das Lehrpensum so hoch schrauben, daß sie kaum unterrichten und üben können, auf alle Erziehung aber verzichten müssen? Sind die Lehrer daran schuld, daß sich die Eltern um innere Angelegenheiten der Schule nicht kümmern? Nein; an Staat und Gemeinde, an die Gesellschaft sollten jene Vorwürfe gerichtet werden, denn Die haben doch unsere Schulen so eingerichtet, wie sie sind; nicht die Lehrer thatens. Es wäre leicht, aus den Zeitschriften der Lehrerschaft nachzuweisen, wie diese schon Jahre hindurch daran gearbeitet hat, die Kinder sehen und fühlen zu lehren, ihnen Natur- und Kunstfreudigkeit einzufößen, ehe noch in der Öffentlichkeit sich auch nur eine Feder rührte. Diesen von der Lehrerschaft längst vertretenen Standpunkt den vielfältigen und heftigen Angriffen gegenüber zum Ausdruck zu bringen, sei mir hier erlaubt.

Schon das beliebte Stichwort „Künstlerische Erziehung“ fordert die Kritik heraus. „Künstlerisch“ ist, was Kunstwerth in sich birgt. Erziehung ist künstlerisch, wenn sie von einem Meister als Kunst ausgeübt wird. Gemeint aber ist mit diesem Ausdruck erstens der erzieherische Werth der Kunst für Jugend und Volk und dann die Erziehung des Volkes und der Jugend zum Empfinden der Kunst. Wie stehen nun die Künstler selbst zu dieser Frage? Was die Kunstkritiker in Tageszeitungen von heute auf morgen feststellen zu können meinen, Das ist vielen wahren Künstlern ein schwieriges Problem ihres Lebens. Böcklin verneinte die Möglichkeit einer Kunst für das Volk. Als ihm in Basel das Blatt „Kunst für Alle“ zu Gesicht kam, legte er es unwillig fort und sagte:

„Das ist eben die Säge; es giebt keine Kunst für Alle!“ Andere Künstler sind entgegengesetzter Ansicht; man braucht nur Hans Thoma, Leopold von Kalckreuth, Dettmann und Lichtwark als eifrige Verfechter der Volkskunst zu nennen. Aber schon die Werthung, was überhaupt wahre Kunst sei, ist gar nicht so leicht zu finden. Die Säulendreiecke in der Siegesallee ist ausnahmslos von wirklichen — Das heißt: beruhsmäßigen — Künstlern geschaffen worden. Und doch kann man, zwischen der Doppelschnur der Statuen wandelnd, neben vielen von Bewunderung erfüllten „Gebildeten“ auch einer beträchtlichen Menge von „Kunstverständigen“ begegnen, die dort still und betrübt schweigt oder von den Figuren als von Pöbelen, Theatertram und Kostümpuppen redet. Der National-Bismarck von Vegas gilt Vielen als Meisterwerk, während Andere nur: ein gefälliges Silberzähnel in Bronze — leider ohne Preislösung — in ihm sehen wollen. Diesen ist der Moses von Michelangelo ohne „interessante Begleitmotive“ lieber und gilt ihnen als wahre Kunst. Was aber an der StraÙe steht, sollte von den Künstlern doch mindestens als Kunst für das Volk verstanden werden. Von diesem Grundjah aus kam man doch auch zur Kunst des Plakates. Da will es Manchem nun zweifelhaft erscheinen, ob der grüne Junge der dresdener Erzeßion oder die grüne Dame mit der Ringelkranzkrone auf dem Bauhofkleid, die nach der Kantstraße einladet — Beide haben sich ein halbes Jahr lang dem Auge des Volkes empfohlen — künstlerische Werthe schufen. Und mancher Lehrer hat sich schon gefragt: Ist Das die „künstlerische Erziehung“ zu der wir von den Künstlern zurechtgerüffelt werden müssen?

So unbedingt also kann die Kunst an der StraÙe nicht als erzieherischer Faktor gelten. In welcher Weise im Elternhause etwa auf das Kunstempfinden der Kinder eingewirkt wird, braucht, da ich hier von der Masse des arbeitenden Volkes und von der Volksschule spreche, nicht näher erörtert zu werden. Die Schule hat hier den Grund zu legen: Das ist gar keine Frage. Und da behaupten eben die „Bahnbrecher“ für Volkskunst, sie habe bisher nichts oder noch weniger als nichts gethan. Die Vorarbeit, die hier zunächst nöthig ist, berücksichtigt man nicht. Man denkt nicht daran, wie viel Zeit und Mühe der Lehrer braucht, um die Kinder nur erst zur einfachsten Reinlichkeit in der äußeren Erscheinung, zur Sauberkeit im Gebrauch der Bücher und Hefte anzuleiten und in die straffe Fucht des Denkens und Sprechens zu nehmen; und doch ist Das auch schon ein Stück ästhetischer Erziehung. Der Schule wird vorgeworfen, die Kinder lehren nicht sehen; und doch hat der gesammte Unterricht das pestalozgische Prinzip der Anschauung als Grundlage. „Anschauung ist das absolute Fundament aller Erkenntniß.“ Mit aller Energie arbeiten die Lehrer in jeder Stunde darauf hin, die Schüler an ein bewußtes Sehen und Beobachten zu gewöhnen. Vom selben Prinzip aus ist längst auch die Kunst in die Schule gezogen worden. Bei den Kleinsten schon wird mit Anschauungsbildern begonnen, die viel weniger geschmacklos und unkünstlerisch sind, als behauptet wird. Ich erinnere nur an Pfeiffers Bilder zu den Fabeln von Hey. Das Kind hat seine reine Freude daran. Da sieht der Fuhrmann bei heißem Sonnenbrande in der Schänkenlaube; da sieht es das Pferd vor dem Planwagen; das kleine Städtchen mit dem Storchneß auf dem Dach; den Wanderer, der in der Morgenfrühe bei Vergehensgang durch blühende Felder geht; den listigen Fuchs am Weiser und

vieles Andere. Das sind Dinge, die dem Kinde die Anschauung bereichern und die sein Herz erfreuen. Nehmlich wird mit den Schülern in den Geschichts- und Geographiestunden bis in die oberen Klassen hinein verfahren. Nicht alle diese Bilder sind Kunstwerke, viele aber können auch vor dem Auge des Kenners bestehen. Der Weg, den man jetzt als ganz neu empfiehlt, ist also längst schon von den Lehrern betreten worden.

Während der ganzen Schulzeit mühen sich die Lehrer ferner, ihre Zöglinge für die Schätze der Literatur empfänglich zu machen. Viele Gedichte lernen die Kinder nur durch die Schule kennen. Auch die Dramen unserer Meister werden ihnen hier zuerst bekannt. Ist Das keine „künstlerische“ Erziehung? Ist die Arbeit zur Erzielung eines guten Volksgesanges künstlerisch werthlos? Das ist echte Volkskunst, die unmittelbar redet, die Leben ist und Leben spendet. In den Naturgeschichtsstunden läßt der Lehrer die Kinder Farben und Gestalten der kunstvollen kleinen Geschöpfe und Dinge durch das Mikroskop schauen: die Pracht eines Falterflügels; die Formenschönheit der Kristalle; und wie sie zu Stande kommt. Aber nun daneben der vielgeschmähte Zeichenunterricht! Die Lehrer haben auch da lange schon und ehrlich an einer Besserung der Methode gearbeitet und namentlich die von der Behörde vorgeschriebene (von Stuhlmann) bekämpft, ohne jedoch bisher bei irgend einer maßgebenden Stelle Verständnis und Unterstützung finden zu können. Man lese nur die Vorträge, die Programm-

arbeiten der letzten Jahre und die Jahrschriften, man denke an die Mühe und Arbeit der Zeichenktionen der Lehrvereine: dann wird man auch verstehen, manchem Lehrer die Galle überläuft, wenn er nun plötzlich von Seiten, die nie um die Schule gekümmert haben, der größten Unterlassungen und gänzlichen Mangels an Verständnis geziehen wird. Dann scheint ihm, daß es nicht die Lehrer waren, die so lange geschlafen und die Sonne nicht gesehen haben.

Die „Kinderzeichnungen“ aus dem vorerschulspflichtigen Alter haben ohne Zweifel einen großen psychologischen Werth, den ein Lehrer nicht unterwerfen darf. Noch aber ist keine Methode gefunden, eine Reform des Zeichenunterrichts organisch daraus abzuleiten; die von dem Thiermaler Kull angestellten Versuche sind einstweilen doch kaum mehr als Spielereien, die allerdings zu denken geben. Auf die „eigenthümlichen“ Anlagen legt man den Hauptton. Nun: wenn die Kinder in die Schule kommen, haben sie auch einen eigenartigen Gang und eine individuelle Körperhaltung. Das ist ohne Zweifel auch psychologisch interessant. Was würde man aber zu einem Menschen sagen, der deshalb mit dem Bräutigam der Ueberzeugung posante: Diese Beobachtungen müssen den Anstoß zu einer Reform des verlotterten Turnunterrichts geben?

Von künstlerischen Bestrebungen geleitet sind auch die Lehrer-Vereinigungen zur Prüfung von Jahrschriften. Die neun vorhandenen Jahrgänge der Jahrschriften-Warte zeugen für ein ernstes Mühen. Vor Weihnachten senden diese Vereine Tausende von Verzeichnissen empfehlenswerther Jahrschriften für die Eltern in die Häuser, um den Eltern eine Richtschnur zu geben, wie sie die kindlichen Schwundwaare für ihre Kinder vermeiden können. Was der Schullehrer allerdings noch fehlt, Das ist die Betrachtung von Bildwerken künstlerischer Meister. Diese neue Forderung der „künstlerischen Erziehung“ ist gut und wird ihr gern beistimmen, wenn man die harmonische Entfaltung aller Kräfte

münscht. Nur wird ein nüchtern Denkender auch hier die Folgen anders werthen, als es im Allgemeinen geschieht. Ich kann mir nicht denken, daß das Anschauen einiger Nachbildungen (Originale werden in absehbarer Zeit kaum zur Verfügung stehen) in wenigen Stunden der Oberklassen unserer Volksschulen „eine neue Aera der Kunst, des Kunstgewerbes, des Kunstverständnisses herbeiführen wird.“ Die Reformatoren sagen: „Es genügt, wenn der Schüler begreift, daß außer dem sachlichen Inhalt noch Etwas im Kunstwerke steckt, das sich nur fühlen läßt, worin aber der Hauptwerth besteht.“ Die Lehrer aber meinen oder wissen, daß das Andämmern und Ansäufeln keinen bleibenden Gewinn bedeutet und spurlos aus der Seele wieder verweht. Nur scharf Erkanntes und klar Gefühletes wirkt beim Kinde erziehllich, das im Allgemeinen ja Alles noch mit der lebhaftesten Empfindung erfährt. Gütige Hände haben nach dieser Richtung schon Versuche gemacht, natürlich mit dem „besten“ Erfolge. Sogar Böcklins „Schweigen im Walde“ mußte herhalten. Und man will uns Lehrern einreden, ein Kind könne wirklich den Born böcklinischer Kunst erschöpfen? Du mußt einmal allein gestanden haben im Hochwald, unter seinen Riesenstämmen, wo des Menschen Fuß unhörbar auf der Moosdecke hingleitet und banges Schweigen in das zuckende Herz greift; Du mußt Dich einmal hineinversetzt haben in die Welt der Sage mit ihren wunderbaren Fabelthieren und räthselvollen Frauengestalten; Du mußt zu Hause sein im mythischen Bereich des alten frohen Heidenthums: dann erst wirst Du vor jenem Bilde seines künstlerischen Geistes einen Hauch verspüren. Glaubt man, das Kind der Volksschule sei dazu vorgestimmt? Um Kunst ganz zu fühlen, muß man im Geist und Herzen selbst Etwas vom nachschaffenden Künstler haben. Die Schule aber hat es mit Kindern zu thun, mit kindlichem Verlangen, mit kindlicher Unfähigkeit. Die frühen Blätter, die da künstlich durch künstlerische Bestrahlung erzeugt werden, welken sicher bald dahin. Echtes Kunstempfinden setzt ein reiches Innenleben und klare Anschauungen von der farbigen Natur und dem stuhenden Leben voraus; zu nicht geringem Theil gehört dazu ein Seelensein, das sich nicht anergiehen, noch weniger an-unterrichten läßt, das vielleicht als letzte und beste Nützigkeit von der Mutter Natur vererbt sein muß. Nur das Instrument, das abgestimmte Saiten hat, klingt in vollen Akkorden, wenn ein Ton die Lust durchzittert. Was aber Kindern dargeboten wird, muß in ihrem Gesichtskreis liegen.

Und wenn es der Volksschule wirklich gelang, Gemüth und Phantasie in ihren Pflöglingen zu erwecken: was wird aus ihnen, wenn die Kinder, kaum aus der Schule entlassen, in den Geist und Körper zermürbenden Kampf ums Dasein treten, der sie ihr ganzes Leben lang nicht wieder freigiebt? Die Vorkämpfer für die Kunst müßten viel weiter ausholen: wer die tägliche Frohnude des Armen, den zerreibenden und verdöbenden Kampf des Tages mindert, wer dem Volke menschenwürdige Heimstätten schafft, wer ihm Lebensfreudigkeit, Gesundheit und Kraft giebt, Der bereitet den Pfad, auf dem sieghafte Kunst aus der Höhe in brünstige Herzen den Weg findet. Die Schule darf nach ihrer bisherigen Leistung wohl glauben, daß sie den Kindern eines solchen Volks auch in künstlerischen Dingen eine gute Erzieherin sein würde.

Ernst Engel.



Boccaccios Rache.

Als er an dem erbeuteten Gewande die goldene Spange erblickte, die er in süßer Stunde Cressida geschenkt hatte, konnte Troilus nicht mehr an der Untreue der Geliebten zweifeln und ging, Amors schmerzende Wunde in der Brust, Tod oder Rache in der Schlacht zu suchen. Doch ehe der arme Prinz den beglückten Nebenbuhler erreichte, streckte ihn der gewaltige Arm des Achilles zu Boden. Dieses war die Geschichte von Troilus und der treulosen Cressida.

So endete Boccaccio seine Erzählung und sah mit der Qual eines leidenschaftlich Liebenden, daß Maria – die Gräfin von Acciaoli – ihre schöne, mit Ringen geschmückte Hand vor den Mund hielt, ein leichtes Gähnen zu unterdrücken. Zum Küssen waren aber nach des Dichters Meinung diese lieblichen, rosigen Lippen gebildet, zwischen denen Brillanten gleich die weißen Zähne hervorblickten. Boccaccios große, leuchtende Augen blickten Maria klagend an. Seine Erinnerung schweifte zu den Augenblicken verschwundener Freude zurück, in denen er die Zärtlichkeit des schönen Weibes genossen und seine Wonnen in Sonetten wiedergeträumt hatte. Sollten die Tage des Glückes ins Meer der Vergangenheit sinken wie die Sonne, deren Strahl noch die Felsen küßt?

Noch war der Dichter in süßer Garteneinsamkeit mit Maria, aber ihr Blick hing nicht mehr an den Lippen des Erzählers; er schweifte aus der Rosenlaube, die sich ihnen zu Häupten blühend wölbte, sehnsuchtvoll auf die fluthende, glühende Fläche. Eine Barke näherte sich dem Ufer und, getragen vom Winde, dem Boten der Stimme, klang ein provençalischer Doctus der Liebe den Hügel hinauf.

Berauscht dufteten die Rosen und die Blüten des Orangenbaumes, gedämpft schallte der Lärm des volkreichen Neapel bis zum stillen Garten, der sich terrassenförmig am Ufer erhob. Das Ohr der Gräfin trank die Stimme des Sängers; und die Vorfreude, den stolzen Troubadour, den gefeierten Freund der Königin, ehe die Sonne sank, zu ihren Füßen zu sehen, glänzte in den ausdrucksvollen Augen . . . Boccaccio schwieg.

Räsig entfernte Maria einen Zweig der hängenden Rose, der in blühendem Fürtwiz den blendenden Nacken berührte; aber wieder schmiegte sich die Ranke um den edlen Hals, auf dem gleich einer Blume der feine, dunkelgelockte Kopf der Dame ruhte. Eine Rosenknospe legte sich auf das schwarze Haar; und träumerisch, als folge die Hand keinem Willen und keinem Gedanken, zog die Gräfin die Ranke auf den Schoß. Die rothen Blätter der voll erblühten Schwestern fielen wie ein duftiger, sanfter Regen herab. Boccaccio sah in verzehrender Gluth den weißen Nacken und das schwarze Haar, den schlanken Körper und den zarten Arm, von dem sich das Gewand löste, als die Gräfin, eine Hand gegen die Blendung über die Augen haltend, wiederum verlangend nach der Barke schaute. „Wollte Gott, ich wäre die dornige Rose“, seufzte der Dichter; „zweimal küßte sie die Schönste der Frauen und liegt jetzt, zärtlich umschmeichelt, auf dem Schoß, der lieblichsten Ruhstätte dieser Erde.“

Maria stand auf. Ein hartes Lächeln nahm ihren Zügen den sinnlich schönen Reiz. „Wäret Ihr die Rose, Boccaccio, ich würde sie lachend zertreten. Langweilt mich doch ihr ewig gleichmäßiger Duft!“

Sie riß die Ranke vom Strauch, daß ein Zittern durch Blüten und

Blätter ging; ein Zittern, als fühlten sie den kalten Hauch einer sterbenden Liebe. Der jugendliche Dichter sprang empor. Die weichen Linien um seinen Mund härteten sich unter der Gewalt des Schmerzes und zwischen die Augenbrauen grub sich eine Falte. Vor ihm stand nicht mehr die Minne gewährende, für die schönen Worte der Poesie begeisterte Frau; Boccaccio fühlte die Nähe der stolzen Seneschallin, die einem Bediensteten den Abschied gab. „Von Blanche und Blanchefleur habt Ihr mit wunderbar erzählt und mein Herz mit dem Zauber einer Dichtertiebe gefangen. Jetzt will ich erfahren, ob Ihr Wahres berichtet; denn ein Held kommt aus der jangesfrohen Provence, von der Art, wie ein Boccaccio ihn zu schildern versuchte.“

Sie ging. Noch schlugen ihre Schritte an sein Ohr, noch hörte er das Rauschen ihres Gewandes auf den Marmorstufen der Treppe. Er vernahm, daß die Thür sich öffnete, in deren Nähe die Barken anlegen konnten, durch die er selbst so oft in diesem herrlichen Frühling gekommen war. Er hörte die schmeichelnden Töne einer fremden Zunge und stand unbeweglich, im Starckampf des Schwedens. Keine Muskel bewegte sich, keine Wimper zuckte, aus dem gebräunten Gesicht war das Blut gewichen und die hohe, schlanke Gestalt glich einer Statue der Qual. Ihn fror in der schwülen, dufenden Freude des Sommerabends.

Jetzt drang die Stimme der Gräfin in süßen, begrüßenden Lauten durch den Garten und Boccaccio stürzte, sein Gesicht in die Hände pressend, vor der Marmorbank in die Knie, auf der die treulose Geliebte gesessen hatte. „Verbrennt, Ihr Blumen, in der Sonne der Wüste, vertrocknet, Springquell, im heißen, tödenden Wind, wie die Minne starb in der Bluth falschen Begehrens!“ seufzte der Dichter, und während das Meer zu den ersten verschwiegene Küssen Marias und des Grafen von Troyes in ewiger Melodie und unberührter Schönheit rauschte, sah er noch einmal im Zauberpiegel der Erinnerung die Geschichte seiner Liebe vom ersten Sonett bis zum Sterbelied.

Wie fremd und unbekannt war der Jüngling in Neapel eingezogen: voll großer Gedanken und dichterischer Träume; ein armer Kaufmann, dem die Zahlen ein Geduel, die Waaren ein verächtlich Ding gewesen waren! Wie heilig hatte er den Augenblick empfunden, da er auf dem Grabe Vergils, vom Schauer des Alterthumes ergriffen, schwor, dem Lieblingsdichter des Mittelalters nachzueifern! Davan gedachte er; als ob tausend Jahre darüber hingeflogen wären! Sag diese Zeit doch vor den Tagen Marias. Dann hatte man ihn, den strebenden Studenten, der die Handelsbücher mit der Wissenschaft vertauschte, um eine müßige Stunde Marias zu kürzen, in das Haus des Grafen Acciajoli gerufen. Und, seiner Rede lauschend, hatte zuerst das Ohr, dann Auge und Herz der Herrlichen an dem Jüngling Gefallen gefunden.

Waren es Tage, Monde, Jahre, die Boccaccio in den Armen Marias verträumt hatte? Er wußte es nicht. Die Kette der süßen Gespräche, die Sonette zum Preise der Dame seines Herzens, die Mondscheinnächte, in denen sich das Himmelstlicht im Meer spiegelte, wie Marias Antlitz in seinen Augen: Alles schlang sich zu einer großen, unendlichen Wonne zusammen, die von keinem Tagelied unterbrochen, von keinem Schmerz zerrissen erschien. Jetzt war es vorüber, das Glück grausam zerschmettert.

Das Mittelalter war die Zeit der Gefühle. In der Liebe gipfelte das

Leben und in der Dichtkunst sprachen sich die Formen aus, unter denen geworben, zurückgewiesen und erhört wurde. Genöß der Freund die Schale der Seligkeit in den Armen der Geliebten, so stand der Vertraute Wache unter dem Fenster ober an der Thür des Gartens und sang, war es Zeit, die traute Stunde zu unterbrechen, das Lied der Trennung, „das Tagelied“. Kein Freund: der Feind, der Provençale, hatte ihm das Tagelied gesungen.

Schnell, ohne Dämmerung, brach die südliche Nacht herein und Boccaccio lag noch immer auf den Knien unter den Rosen. Lauter tönte das Lärmen der Stadt, lebhafter wurde das Geflüster der Liebenden, leise bewegten sich die Blätter in dem Schauer des Abends und die Blumen dufteten stärker, berauschender. Der Athem der Liebe wehte durch die Natur. Der Dichter stand auf. Das Gebäude der Erinnerungen war in Trümmer gefallen und über die Ruinen strich, wie der Nachtvogel auf das Meer hinausflatterte, der Geist der Nacht.

Als Boccaccio unter den Orangenbäumen über den Gartenkies der Feste zuschritt, die sich dem Wanderer auf dem Wege nach der Stadt öffnete, sah er vor dem inneren Auge Marias weißen Hals, auf dem sich die schwarzen Knochen ringelten, sah die Rose, die sich in der Abschiedsstunde ránkend um den Körper gelegt hatte. Aber die Rose war Blut, sickerndes, lebendiges Blut; und er stand dem Weibe gegenüber, den Dolch in der Hand.

Er schauderte zusammen. Er empfand es als Glück, daß Menschen über die Weinberge schritten, lachende, fröhliche Menschen, zu denen er vor seinen Mordgedanken fliehen konnte. Er sah sich mit Angst nach der Gartenmauer um, als habe er das Verbrechen bereits begangen. Hell und hoch stand die weiße Wand in seinem Rücken und trennte ihn mit steinerner Abgeschlossenheit von seinem verlorenen Glück. Es war dem Dichter, als ob sich warnende Gespenster von der Mauer lösten und im nächtigen Dunkel auf ihn zuschweben wollten. Es drückte ihn zu den Menschen, — und dennoch fürchtete er sich vor ihnen. Würden sie den Armen nicht verspotten, weil ihn die Dame seines Herzens verläßt? Es schien ihm unbegreiflich, daß es Leute geben konnte, die nichts ahnten von Boccaccios Freuden und Boccaccios Qual. Im eigenen Glück, in der eigenen Pein liegt die Welt; so eng des Herzens Kammer die Gefühle verschlossen hält: unbewußt begreifen wir die Freude der Andern nicht, wenn wir kummervoll unter die Menge treten; unbewußt verlangen wir Heiterkeit von Fremden, traf uns eine Blume aus dem Füllhorn des Glückes.

„Ich leide“, dachte der Dichter in seiner Verbitterung. „Wie kommt es, daß Jene lachen!“ Aber sie wußten nichts von ihm, die Burschen und Mädchen, die rüstig vor ihm herschritten und einander im Spiel der Ritornelle besangen.

Lied und Ton sind die Elemente, aus denen die Luft in Neapel besteht. Wer nicht gerade bettelt, singt; wer nicht gerade stiehlt, singt. Die Freude und der Schmerz künden sich im Gesang. Wie hell und selig klangen die Stimmen der Burschen, die hinter den Mädchen in breiter Reihe gingen, den Arm um die Hüfte des Freundes gelegt:

„Rosen und Lilien, Lilien und Rosen,
Dunkle Blätter und Sommerpracht,
Freudiges Dufsten, wonniges Blühen,
Zeit der Erfüllung —; die Liebe lacht.“

Das Lied verstummte. Schalkhaft wandte sich die Größte, Schönste unter den von der Sonne gekrönten Dichtern Siziliens zurück und antwortete mit tiefem, melodischem Ton:

„Distelblüthe!

Stachelumgeben, hältst Dich für schön.

Dich sieht das Grauthier. Daß Gott mich behüte!“

Ein kräftiger Baryton schmetterte sein Liebchen laut in die Nacht:

„Oleanderblüthe!

Wichtig bist Du und duftest so süß

Wie das Herz, zu dem ich in Liebe erglühte.“

Von dem Klang lebendiger Stimmen angezogen und doch von Scheu ergriffen, sich unter die Singenden zu mischen, war Boccaccio eiligen Schrittes den Wanderern gefolgt. Die Worte der Lieder schlugen an sein Ohr und der neckische Ton verletzte die schwer getroffene Seele; aber die harmlos unbedeutenden Verse gruben sich in sein Gedächtniß, als wären sie Offenbarungen eines antiken Dichters. Das einfache Volkslied beschäftigte den Geist des zu Tode gekrönten Humanisten; mechanisch wiederholten seine Lippen das Wort von der giftigen Oleanderblüthe.

Hat uns ein großes Glück gelacht oder ein jäher Schmerz zerschmetternd getroffen, so bildet sich in unserem Gedächtniß eine Erinnerung, die den leisesten Ton, den feinsten Strich der begleitenden Neußerlichkeiten aufbewahrt. Boccaccio wird immer die Rosenlaube vor Augen haben und immer das Mantelblatt der verdeckten Tempeläule, das zwischen grünen Blättern und rothen Blumen hervorschaut in vermodertem, düsterem Grau, auf das sein Blick gerichtet war in der Stunde der Qual. Er wird immer die Lieder der fiedlichen Paare vernehmen, die ihm noch ins Ohr tönen, obwohl er längst stehen geblieben ist und die Stimmen leiser und leiser in der Ferne verklingen. Er hatte Menschen aufgesucht; jetzt konnte er das hoffende, streitende, blühende Leben in seiner Nähe nicht ertragen. . . Die glänzende Scheibe des Mondes stieg aus den Wassern und silbern breitete sich ein zauberhaftes Gligern über das Meer. Er gedachte der süßen Vergangenheit. Wie oft hatten sich in solcher Nacht die Arme der Geliebten um seinen Nacken gelegt, wie oft hatte er das Spiel der bleichen Strahlen auf der alabasternen Haut bewundert und es in seiner Dichtersprache mit dem glänzenden Thau auf den Körpern der Dryaden verglichen! Heute erhob sich der Mond ewig schön, aber kalt und grausam für das empfindsame Gemüth, um über fremdes Glück im alten Garten zu leuchten.

Er konnte den Gedanken nicht ertragen. In heißer Welle schoß das Blut gegen sein Herz, die Brust fühlte sich beengt, er riß sein Wamms auf, er wollte sterben. Wirr jagten sich die Eindrücke vor seiner Seele; die Hand löste den Dolch aus dem Gürtel. Sein Todesseufzer würde wie ein jäher Wistön in die Musik der Rüsse klingen; Maria, die stolze Maria sollte bereuen und sich in Demuth nach des Dichters Liebe sehnen.

Sein Blick umfaßte noch einmal das herrliche Bild vor seinen Augen: die düster ragenden Cypressen, das leuchtende Meer, die dunkle Masse der Stadt, die man eher ahnen als erkennen konnte. Aus den Muskeln der Hand, die sich fest um die Waffe geschlossen hatten, wich langsam die Spannung.

Boccaccio war jung und kräftig. Todesgedanken stiegen wohl in ihm auf wie die Fieberschauer des Landes, aber seine gesunde Natur, das lebensfrohe Jugendgefühl, wies sie zurück. Die Stadt da unten, in der sich ein Licht nach dem anderen entzündete, ward ihm zum Symbol des Lebens; er fühlte den Wunsch, im Strome der Welt genesen zu können, und schritt weiter auf dem Pfade nach Neapel. „Maria weint mir keine Thräne nach, wenn ich sterbe“, dachte er, „sie vergißt und liebt, liebt und vergißt. Ich will aber in ihrer Erinnerung bleiben und meine Qualen sollen ihr Gedächtniß erfüllen, suchst sie das Glück in den Armen des Troubadours. Ich will mich rächen!“

Reife stahl sich das Lied von der Oleanderblüthe wieder in sein Ohr. Sangen es die Burschen noch einmal in weiter Ferne und kam es auf den Flügeln des Nachtwindes zu ihm oder hörte es nur sein dichterischer Sinn? Er wußte es nicht. Im Scherz hat der Jüngling das Mädchen verspottet und helles Lachen war die Antwort der Genossen, überlegte Boccaccio. Sollte nicht ein bitteres Lachen, wie es aus den Tiefen der Hölle herausklingen könnte, markerschütternd, grausam dem ernstesten Spott folgen, der treulofer Liebe gilt? Könnte das Wort, das geschriebene Wort nicht Rache nehmen, ewige Rache an dem Verbrechen des Augenblicks? Wandernd sann der Dichter nach und erinnerte sich der Erzählung seines griechischen Lehrers vom Poeten Archilochos, dessen rächende Verse die treulose Geliebte und ihren falschen Vater in den Tod getrieben hatten. Waren auch die Zeiten vorüber, wo der Spott des Volkes und das flammende Wort des Dichters ein Schicksal meisterten, so konnten doch die verschlungenen Fäden einer Erzählung auch heute das Gemüth zu Heiterkeit und Trauer stimmen. Die Gewalt eines Tyräos, die Nacht eines Archilochos waren vergangen wie das Klassische, herrliche Alterthum; aber „Blanche und Blanchefleur“ hatten in Marias Herzen einst doch die Liebe entzündet. Sollte nicht ein anderes Werk im Stande sein, Sehnsucht und Neue wie drohende Gumeniden zu entfesseln?

Boccaccio's rege Phantasie arbeitete bereits, als er einsam durch die lärmenden Straßen Neapels eilte, als er im dunklen Haus sein Lager aufsuchte und trocknen Auges in die Nacht starrte, schlaflos und sinnend. Als der Morgen graute, war der Dichter mit seinen Gedanken im Klaren. Er raffte die wenigen Habsäligkeiten zusammen und wanderte, den Ranzen auf dem Rücken — wie er vor Jahren gekommen war —, zur Stadt hinaus. Stellung und Freunde, Ruhm und Lebensgenuß ließ er ohne Reue zurück und schritt in der Frische des Morgens immer leichter und freier auf der Straße nach Norden der Heimath zu.

Erst in Rom fand er Zeit zur Rast. Die wirren Gefühle der Erinnerung, des Schmerzes und der Rache hatten sich zum festen Plan verdichtet und er begann, den Roman treulofer Liebe zu schreiben: „Ziametta“.

...Der Dichter empfindet das Glück heiliger und größer, den Schmerz stärker und tiefer als Naturen mit weniger empfänglichem Gemüth, doch er schreibt sich in Vers und Wort Sehnsucht und Trübsal vom Herzen, während die Anderen das Leid stumm in der eigenen Brust verschließen. Boccaccio vergaß in neuem Lieben und Schaffen die stolze Frau, deren Name durch die Zeiten und Jahrhunderte lebt, weil sie der Rache eines Dichters zum Opfer gefallen war.

Bonnland.

Alexander Freiherr von Gleichen-Rußwurm.

Waarenhaus-Beleihungen.

Su der Generalversammlung der Pommerſchen Hypothekenbank kam es zu einer lebhaften Auseinanderſetzung zwiſchen dem Vertreter der Staatsbehörde und dem Geheimen Kommiſſionrath Viman, dem vorgeworfen wurde, daß er bei der Prüfung der Pommerbank nicht unbefangen geweſen ſei, weil er als Agent die hypothekarische Beleihung des Waarenhauſes Tiez durch die Pommerbank vermittelt habe. Dem Vorfall folgte zwiſchen Herrn Viman und dem königlichen Bankinſpektor eine Preſſepolemik, in der Herr Viman erklärte, er ſei keineswegs als Agent thätig geweſen, ſondern habe von dem Herrn Tiez 1500,00 Mark lediglich dafür erhalten, daß er ihm die Pommerſche Hypothekenbank überhaupt namhaft gemacht habe. An ſich iſt dieſer Vorgang für die weitere Oeffentlichkeit ohne Bedeutung. Aber er lenkt die Aufmerkſamkeit wieder einmal auf die Beleihung des Waarenhauſes Tiez durch die Pommerſche Hypothekenbank. Und da ſcheint es mir doch prinzipiell wichtig, das Thema der Waarenhaus-Beleihungen von dieſem Spezialfall aus noch einmal zu beleuchten.

Als um die Mitte des Jahres 1900 zuerſt die Nachricht auftauchte, die Pommerſche Hypothekenbank habe das Grundſtück des Hauſes Tiez mit etlichen Millionen Mark beliehen, ließ die Direktion feierlich erklären, die Beleihung ſei nicht von ihr allein gemacht, ſondern es habe ſich ein Konjortium von Banken daran beteiligt. Wer die Verhältniſſe der Pommerbank etwas näher kannte, war ſofort darüber klar, daß unter dieſem Konjortium höchſtens der Bankklingel des Pommerinſtitutes zu verſtehen ſein könne; man nahm an, Pommerbank und Mecklenburg-Strelitzer Hypothekenbank hätten wohl das Geld zu gleichen Theilen gegeben. Wie aber ſo Vieles, was die Direktoren Schulz und Komeid während ihrer allzu langen ſegenloſen Thätigkeit veröffentlicht hatten, ſich nun als unwahr herausſtellt, ſo entſprach auch die Behauptung von dem Bankkonjortium durchaus nicht den Thatſachen. Aus dem jetzt veröffentlichten Bericht der Reviſoren-Kommiſſion der Pommerſchen Hypothekenbank geht ganz deutlich hervor, daß Herrn Tiez die Hypothek in der Höhe von 7 Millionen Mark von der Pommerſchen Hypothekenbank allein gegeben worden iſt und daß dieſe Hypothek in voller Höhe als Deckung für die Pfandbriefe hinterlegt wurde. Es iſt charakteriſtiſch für die eigenartige Stellung, die nach dem Hypothekenbank-Geſetz der Treuhänder einnimmt, daß er eine Hypothek in dieſer Höhe anſtandlos entgegennahm, obwohl ihm, wenn er zur materiellen Prüfung der ihm übergebenen Hypotheken überhaupt berechtigt geweſen wäre, die Aufgabe zuſallen mußte, eine Beleihung von dieſer Höhe ſich einmal näher anzusehen. Die der Firma Hermann Tiez gewährte Beleihung iſt weitaus die größte, zu der ſich die Pommerbank überhaupt jemals entſchloſſen hat. Die ihr in der Summe nächſtſtehende Hypothek beträgt nach dem Reviſorenbericht 4,8 Millionen Mark.

Schon oft iſt darüber geſtritten worden, ob zur Unterlage für die Pfandbriefausgabe ſich ſolche Rieſenbeleihungen überhaupt eignen. Natürlich werden die Altretoren der Hypothekendanken ſtets dazu heigen, die groſſen Beleihungen zu bevorzugen. Denn ſie haben damit weniger Mühe und die Proviſionen fließen ihnen, aus einer Quelle, reichlicher zu. Doch iſt gegen die Vergabe ſolcher Rieſenſummen aus den verſchiedenſten Gründen Einſpruch zu erheben, weil ſie

nach zwei Richtungen zu den ökonomischen Aufgaben der Hypothekbanken in Widerspruch steht. Beschränkt sich nämlich eine Hypothekbank auf die Vergabe größerer Beleihungen, so liegt die Befürchtung nah, daß der solide kleine Grundbesitz, der das Hypothekengeld nothwendig zum Bauen braucht, in das Hinterrecht werden, die von den Vertheidigern der privaten Hypothekbanken stets in den Vordergrund gerückt wurde: der Aufgabe nämlich, die Bauhätigkeit zu heben. Aber noch ein wesentliches Moment ist zu berücksichtigen. Das oberste Prinzip bei der Verwaltung von Bankgelbern ist die Vertheilung des Risikos. Und diese Vertheilung ist gerade bei einer Hypothekbank besonders nöthig. Geräth der Hypothekenschuldner mit einem Nießenobjekt in Zahlungszwang, so kann allein in Folge dieser einen Zahlungseinstellung die Hypothekbank in eine recht mißliche Lage gerathen. Sie erleidet einen sehr fühlbaren Zinsenausfall, während sie selbst doch die Zinsen an die Pfandbrief-Besitzer pünktlich zahlen muß. Und außerdem kann sie in die Lage kommen, das Nießenobjekt erwerben zu müssen. Für ein solches findet sie natürlich aber viel schwerer einen Käufer als für eine ganze Reihe kleiner Häuser. Handelte es sich bei solcher Beleihung um ein reguläres, wenn auch vielleicht etwas großes Wohnhaus, so wäre zwar ein erheblicher Theil des Bankkapitals festgelegt, aber der Betrag der Miethen würde vielleicht sogar den des Zinsverlustes übersteigen. Ganz anders wird die Sache jedoch, wenn es sich um die Beleihung von Geschäftshäusern handelt, die zunächst nur im Ganzen zu benutzen sind und die einen Zinswerth eigentlich nur so lange haben, wie sie einem einträgliehen Betrieb die Heimstätte bieten. Das gilt für industrielle Etablissements, genau eben so aber auch für Waarenhäuser. Und deshalb scheint mir jede Waarenhaus-Beliehung, besonders mit größeren Summen, ein gefährliches Beginnen, selbst wenn die Beleihung sich in dem Werth des Grundstückes angemessener Höhe hält.

Die Beleihung des Tieg's gehörenden Grundstückes durch die Pommer'sche Hypothekbank ist also in jeder Hinsicht als ein schwerer Fehler anzusehen und man wird sich nur zu fragen haben, ob wenigstens bei der Werthbemessung die Vorsichtsmaßregeln angewandt wurden, die als Grundlage für die Geschäftsführung einer soliden Hypothekbank gefordert werden müssen. Das Grundstück, das ja unzweifelhaft im besten Theil Berlins liegt, ist 425 Quadratrußen groß. Es ist aber nicht in allen Theilen gleichwerthig, weil mindestens die Hälfte zur Krausenstraße gehört. Für dieses Grundstück hatte Herr Tieg beinahe sieben Millionen und hunderttausend Mark bezahlt. Die Baurechnung der Architekten Sachmann & Panzer hat, wie ich höre, vier Millionen Mark betragen. In Tieg's Grundstück stecken heute also rund elf Millionen Mark. Das macht für die bebauten Quadratrußen annähernd 26 000 Mark. Das Hypothekbank-Gesetz bestimmt im elften Paragraphen, die Beleihung dürfe die ersten drei Fünftel des Grundstückswerthes nicht übersteigen. Selbst wenn man nun den Werth des Grundstückes wirklich voll mit elf Millionen ansetzt, wären drei Fünftel davon nur 6,6 Millionen Mark; auch dann also schon hielte die Beleihung sich nicht in den zulässigen Grenzen. Nun bestimmt aber der zwölfte Paragraph des Hypothekbank-Gesetzes, der bei der Beleihung angenommene Werth des Grundstückes dürfe den durch sorgfältige Ermittlung festgestellten Verkaufspreis nicht über-

steigen. Bei der Feststellung dieses Werthes sind nur die dauernden Eigenschaften des Grundstückes und der Betrag zu berücksichtigen, den das Grundstück bei ordentlicher und verständiger Wirthschaft jedem Besitzer dauernd gewähren kann. Selbst unter ganz normalen Verhältnissen würde man demnach den Verkaufswerth des Grundstückes nicht mit elf Millionen Mark ansehen dürfen. Außerdem aber kommt hier noch Verschiedenes hinzu, was den Werth gerade dieses tiegischen Grundstückes ganz erheblich verringert.

Der angeblich elf Millionen Mark betragende Werth des Grundstückes setzt sich, wie ich schon erwähnte, aus vier Millionen Mark Baukosten und sieben Millionen Mark zusammen, die Herr Tieg für den Ankauf der Grundstücke gezahlt hat. Aber diese sieben Millionen repräsentiren nicht nur den Grund und Boden: Herr Tieg hat auch die Häuser, die auf diesem Boden standen und die er niederreißen lassen mußte, angekauft. Die Vorbesitzer der Häuser waren aber Leute, die den Werth ihres Baubodens recht gut zu schätzen wußten und die deshalb wahrscheinlich nicht zu billig verkauft haben werden. Will man also den eigentlichen Grundstückswerth des Waarenhauses Tieg berechnen, so muß man von diesen sieben mindestens eine Million Mark streichen. Eine Schätzung, die den Bodenwerth des Waarenhauses Hermann Tieg auf sechs Millionen berechnet, wird wahrscheinlich noch viel zu günstig sein.

Nun kommen die Baukosten: vier Millionen Mark. In Berlin pfeifen die Spagen von den Dächern, daß Herr Tieg genöthigt war, von der Pommerischen Hypothekensbank für die Hypothel Terrains in Zahlung zu nehmen, und daß diese Terrains von den Herren Lachmann & Jauber übernommen worden sind. Will man nun sogar glauben, diese Grundstücke seien zu einem Preise übernommen worden, der ihrem wirklichen Werth entsprach, so darf man noch immer nicht außer Acht lassen, daß die Baufirma sich für die Uebernahme der Terrains eine Entschädigung berechnen und daß sie außerdem natürlich an dem Bau auch verdienen mußte. Man kann also auch von den vier Millionen Mark Baukosten noch ungefähr eine Million absetzen. Dann bleiben $6 + 3 - 1$ Millionen Mark als Werth; und die Beleihung wäre höchstens bis zu $5\frac{1}{2}$ Millionen Mark zulässig.

Für Herrn Tieg spielt die zu hohe Beleihung seines Grundstückes natürlich keine Rolle. Ich bin zwar in die Geheimnisse seiner Bilanzirung nicht eingeweiht, darf aber wohl annehmen, daß er seinen Geschäftsgewinn benutzen wird, um reichliche Abschreibungen auf seinen Bau zu machen. Anders sieht die Sache vom Standpunkte der am Schicksal der Pommernbank Interessirten aus. Und sie gerade können eine öffentliche Besprechung der Angelegenheit fordern. Ich glaube, nachgewiesen zu haben, daß die Tieg gegebene Hypothel sich nicht in den Grenzen der gesetzlichen Zulässigkeit hält. Aber die Summe von 7 Millionen Mark scheint mir auch an sich viel zu hoch. Allerdings wird erzählt, Herr Tieg habe für alle besonderen Fälle Vorsorge getragen. So soll für den Fall seines Todes eine Rückversicherung bestehen, die eine Weiterführung des Geschäftes durch die Brüder des jetzigen Chefs sichert. Ferner soll sich die Baufirma für eine bestimmte Summe verpflichtet haben, das Haus so umzubauen, daß es, falls Tieg sein Geschäft dort aufgibt, von verschiedenen Parteien zu Bureauzwecken benutzt werden kann. Doch selbst durch solche Vorsichtsmaßregeln wäre ein Verlust nicht ausgeschlossen. Richtig ist ja die Kalkulation, daß bei einem Unternehmen

von solchem Umfang selbst nach völligem geschäftlichen Mißerfolg das Interesse sämmtlicher Gläubiger dahingehen wird, den Zusammenbruch zu verhüten und, wenn irgend möglich, das Geschäft in neuen Formen, vielleicht nach einer Umgründung, fortzuführen. Diese Umstände sind auch bei der Bemessung einer Hypothek, die ja eine persönliche Haftbarkeit des Schuldners einschließt, in Betracht zu ziehen. Aber sie sind doch nur ein Rothanker für den äußersten Fall, auf dessen Eintreten man sich von vorn herein nicht verlassen sollte. Wenn die Pommerische Hypothekbank wider Wunsch und Erwarten das Grundstück des Herrn Tieg erwerben müßte, dann käme sie in eine böse Verlegenheit.

Besonders wichtig ist dieser Fall Tieg für die verhafteten Direktoren der Pommerischen Hypothekbank. Als sie Herrn Tieg 7 Millionen Mark, mit $4\frac{1}{2}$ Prozent verzinslich und 100 000 Mark Amortisation jährlich, bewilligten, wußten sie, daß sie das Waarenhaus zu hoch beliehen, und nöthigten dem Empfänger dieser Ueberbeleihung zugleich Grundstücke, die ihnen persönlich gehörten, zu außerordentlich hohen Preisen auf. Daraus ist mit volstem Recht der Vorwurf der Untreue gegen ihr Institut abzuleiten. Aber sie haben sich außerdem noch des Sachwuchers gegen Herrn Tieg schuldig gemacht; denn sie wußten oder mußten doch wissen, daß es für ihn damals beinahe eine Existenzfrage war, ob er die Hypothek bekam oder nicht. Im Juli 1900 wurde Tiegs Vermögen auf etwa $5\frac{1}{2}$ Millionen Mark geschätzt, dabei aber angenommen, er habe ungefähr schon $4\frac{3}{4}$ Millionen in den Bau gesteckt. Diese Rothlage haben die ehrenwerthen Herren Schulz und Romeid benützt, um ihm ihre Terrains aufzubürden. Deshalb glaube ich, daß die Herren alle Ursache haben, den Tag zu verwünschen, an dem Herr Geheimrath Liman Herrn Tieg ihre Bank namhaft gemacht hat.

Plutus.

Notizbuch.

Nach bei der rominter Halde, wo der Deutsche Kaiser im Herbst zu jagen pflegt — er hat es auch diesmal gethan und aus Berlin einen Hofmaler mitgebracht, der die vom Monarchen zur Strecke gebrachten Thiere portraitierte —, liegt Wytiten, ein russischer Grenzleden, der von einer Feuersbrunst heimgesucht worden ist und dessen Bewohner, zum großen Theil Polen und Juden, seitdem in noch schlimmerer Roth leben als in gewöhnlichen Zeiten. Auf dem Markte dieses Ortes erschien eines Septembertages der Kaiser; zu Pferde, in der Uniform seines russischen Grenadierregimentes. Und vom Pferd herab sprach er zu den Wytitern, die ein Mos des Isprawnik versammelt hatte: der Zar habe von ihrem Unglück gehört, lasse ihnen sein „herzliches Mitgefühl aussprechen“ und sende, „als Zeichen seiner landesväterlichen Fürsorge“, fünftausend Rubel. Das Geld hatte der Kaiser mitgebracht. Er rühmte das „warme, gütige Herz des erhabenen Landesvaters“ und forderte in russischer Sprache die Anwesenden auf, seinem „geliebten Freunde“ zu huldigen. Der Vorgang hat viel Aufsehen gemacht; selbst die ergebensten Royalisten haben ihn höchst ungewöhnlich gefunden und sich nicht gerade begeistert darüber geäußert. In der ausländischen, namentlich in der französischen und italienischen Presse sind sehr unangenehme Glossen daran geknüpft worden. Das Merkwürdigste aber ist, daß

wir gar nicht gehört haben, wie die Sache in Rußland aufgenommen worden ist. Kein Echo aus den Schluchten der russischen Presse hallte an unser Ohr; und nach langer, vielleicht auch längerer Pause erst meldete schließlich ein Offizier, der polnische Adel habe aus Neben des Zaren den Eindruck empfangen, Nikolai Alexandrowitsch sei über den von Wilhelm dem Zweiten ihm erwiesenen Dienst sehr erfreut. Da das Wort „Dienst“ auch für Freundesleistung gebräuchlich ist, dürfen wirs ohne Protest hinnehmen. Für die ganz ungewöhnliche Bemühung unseres Kaisers muß aber der Zar doch wohl offiziell gedankt haben, und zwar in einer Tonart, die der wüthender Rede einigermaßen entsprach. Es kommt ja nicht alle Tage vor, daß ein Kaiser über die Grenze reitet und in einem Nachbarreich den Monarchen vertritt. Um allem Gerede ein Ende zu machen, sollte man den Wortlaut des Telegrammes oder Briefes veröffentlichen, in dem der Zar seiner Dankbarkeit Ausdruck gegeben hat.

* * *

Die gute Absicht wird oft falsch beurtheilt, der Herzensdrang, den Nachbarn Freundschaft zu erweisen, wirkt im politischen Getriebe nicht immer günstig. Den Gemeinplatz dieser uralten Wahrheit sahen wir eben wieder vor uns. Der Kaiser hat fünfhundert Mann vom heimkehrenden ostasiatischen Corps nach Oesterreich geschickt und den Wunsch ausgesprochen, der österreichische Kriegsherr möge diesen Theil des deutschen Heeres in Wien inspizieren. Der Wunsch ward natürlich erfüllt; aller militärischen Ehren, die zu erdenken sind, durfte das Bataillon sich freuen. Nun leben in Galizien aber sehr viele Deutsche, denen das Ziel ihrer Sehnsucht von der Hoffnung bezeichnet wird, eines Tages vom Deutschen Reich, das sie sich fast allmächtig denken, aus der slavischen Umklammerung erlöst zu werden. Ihnen bot der Anblick deutscher Soldaten auf österreichischem Boden die erwünschte Gelegenheit, einem sonst vor dem dränenden Auge der Staatswächter verborgenen Gefühl Luft zu machen. Die Einzüge der „Chinakrieger“ wurden in manchen Städten des Habsburgerreiches zu so geräuschvollen Demonstrationen benutzt, daß nicht alle dem wiener Hof Angehörigen davon entzückt waren, namentlich die sehr hohen Herren nicht, denen die Schönererpartei viel gefährlicher scheint als die Sozialdemokratie und die mit dem Adler eher fertig werden zu können glauben als mit dem Wolf. Aber auch Franzosen und Russen steckten die Köpfe zusammen, witterten in der Ceremonie verborgenen Sinn und schlugen Gegendemonstrationen vor, den Austausch russischer und französischer Contingente oder eine ähnliche Schaustellung westlicher Solidarität. Die Sache wird jetzt, wo Rußland und Oesterreich das gemeinsame Interesse haben, Deutschland für die kommenden handelspolitischen Auseinandersetzungen bei guter Laune zu erhalten, wohl ohne üble Folgen vorübergehen. Immerhin aber zeigt sie, wie vorsichtig man heutzutage in dem engen Porzellanladen der europäischen Politik auftreten muß und wie leicht jeder vom gewohnten Wege abweichende Schritt als das sichtbare Symptom geheimen Planens gedeutet wird.

* * *

Von dem Kreuzzug gegen die gelbe Rasse, an den diese Episode erinnerte, wird übrigens nicht mehr viel geredet. Prinz Tschun, der sich in Deutschland ein paar Wochen amüsiert hat, ist auf dem Heimweg und hat von der Grenze aus dem Deutschen Kaiser noch einmal für die huldvolle Aufnahme gedankt. Das war der vorläufig letzte Streich des geriebenen Anaben; leider werden wir nicht erfahren, was er über seine Sühnefahrt dem gekrönten Bruder in der Heiligen Stadt berichten wird. Nur eine

wunderfame Chinesengefchichte schlängelt ſich noch durch die Zeitungen. Aus einem ſozialdemokratiſchen Blatt war zuerſt das Gerücht aufgetaucht, die deutſchen Truppen hätten aus Peking die ſehr werthvollen Inſtrumente der Sternwarte mitgebracht. Unglaublich, hieß es ringsum; wieder ſo eine von den frivolſten Erfindungen der vaterlandloſen Geſellen. Denn erſtens haben wir bekanntlich nicht gegen China, ſondern, als dem Boghdo-Khan Verbündete, gegen die revolutionären Boger Krieg geführt; und zweitens würden aſtronomiſche Inſtrumente in keinem Fall völkerverrechtlich zur Kriegsbeute zu zählen ſein. Ueber die unzweideutigen Beſtimmungen der Haager Konvention könnten ſich wohl engliſche, nicht aber deutſche Heerführer hinwegſetzen. Doch bald meldeten ſich Leute, die mit eigenen Augen die Inſtrumente auf deutſcher Erde geſehen hatten und als den Ort, wo dieſe Trophäen aufbewahrt werden ſollten, den Platz vor der potsdamer Orangerie nannten, vor dem Palaſt alſo, herumgeführt eine Woche lang des Sühneprinzen Wohnung geweſen war. Sollte das von den Vaterlandloſen Behauptete dieſesmal am Ende wirklich wahr ſein? In der Norddeutſchen Allgemeinen Zeitung ergriff der große Unbekannte das Wort. Ja; „das deutſche Kontingent hat die aſtronomiſchen Inſtrumente aus Peking fortgeführt.“ Als aber das Schlußprotokoll unterzeichnet war, „ließ die deutſche der chineſiſchen Regierung die Inſtrumente wieder zur Verfügung ſtellen.“ Die Chineſen fanden, „der Rücktransport und die demnächſtige Wiederaufſtellung ſeien mit zu vielen Umſtändlichkeiten und Schwierigkeiten verknüpft“, und „verzichteten“ auf ihr Eigenthum. Mit Recht iſt auf dieſes ungeſchickte Veredelerwidert worden, das Deutſche Reich habe die Inſtrumente nicht „zur Verfügung zu ſtellen“, ſondern ſie auf ſeine Koſten reparieren, nach China ſchaffen und an den Platz bringen zu laſſen, von dem ſie weggenommen wurden. Und ferner ſei der Mann ſtreng zu ſtrafen, der für dieſen beſchämenden Vorgang die Verantwortung trage. Graf Billow war, als die offiziöſe Weiſheit verflündet wurde, nicht in Berlin. Jetzt iſt er heimgekehrt; doch immer noch wiſſen wir nicht, wer die Plünderung der pekinger Sternwarte befohlen hat und ob wirklich die Abſicht beſteht, die rechtswidrig erworbenen Inſtrumente ohne volle Entſchädigung der legitimen Beſitzer in Potsdam zu behalten. Soll die Wahrung der deutſchen Ehre etwa Herrn Bebel überlaſſen bleiben? Der kann im Reichstag dann all die ſchönen Geſchichten von angeblich geſtohlenen Pendulen und „gerollten“ Bildern vorbringen und ſagen, da an einer wichtigen Stelle jetzt eine ſtrafbare Inſolvenz der deutſchen Truppen erwieſen ſei, ſolle man die Schilderung humaner Thaten geſällig nicht gleich ins Habelreich bannen. Er kann auch darauf hinweiſen, daß die franzöſiſche Regierung, der zwei Sozialdemokraten (mit hohen ruſſiſchen Orden) angehören, keine Minute gezögert habe, das den Chineſen wider Sitte und Recht Abgenommene portoſrei zurückzuſchicken. Und nach ihm kann Herr Eugen Richter auf die Tribüne treten, das beiſpielloſe Mißgeſchick, das Deutſchland von der erſten bis zur letzten Stunde der oſtaſiatiſchen Aventure verfolgt hat, zu wirkſamer Wigrede benutzen und, wenn er bei Humor iſt, den Antrag ſtellen: das Deutſche Reich möge, da ſein militäriſcher Vertreter in Peking gegen die Satzung des Völkerverrechtes geſündigt habe, nun ſelbſt auch thun, was es die der ſelben Sünde ſchuldigen Chineſen zu thun zwang, und ſchleunigſt einen Sühneprinzen ins Reich der Mitte ſenden.

* * *

Heil Poddieſki! Schon mußte man fürchten, die Popularität, die der tapfere Duſar und tüchtige Kaufmann ſich als Erbe Stephans erworben hatte, werde ihm

nicht ins Ministerium für Landwirtschaft, Domänen und Forsten folgen. Ein Landwirtschaftsminister hats heutzutage in Preußen nicht leicht. Dem helfen die kleinen Künste, die einen Staatssekretär des Reichspostamtes beliebt machen können, helfen Kartenbriefe und Postreformen nicht zu sicherem Applaus. Den schützt das beste Stackspiel nicht vor grimmen Angriffen, wenn er die Agrarier enttäuscht oder gar die Händler ärgert. Herr von Poddelski aber schreute des neuen Amtes schwere Bürde nicht. Er ist ferngefund, immer fidel, in alle Sättel gerecht, praktisch, smart sogar und ein entschledener Gegner aller bureaukratischen Umständlichkeit. Er hat eine gute Wirthschaft, setzt in jedem Jahr fünf Millionen Liter Milch „schlant“ ab und braucht also an seinem Amt nicht zu kleben. Ihm sind, dem Kavalleristen, Deutschkonserwativen und Agrarier, die Hauptleute der Technik, Industrie, Finanz und — namentlich — der Presse in zärtlicher Treue ergeben. Was sollte er fürchten? Er würde die Sache schon machen, zwischen Scylla und Charybdis seinen Nagen mit behendem Griff durchsteuern. Lange hielt er sich still. Einmal nur hörte man von ihm. Der Norddeutsche Lloyd hatte zur ersten Reise eines neuen Schnelldampfers allerlei Zeitgenossen eingeladen, die ein paar Tage mit Leckerbissen gefüttert und mit Luxusgetränken bewirthet wurden. Natürlich waren auch wieder Journalisten dabei, die in Reklameartikeln für die Delikatesseureise dankten. Von ihnen erfuhren wir, Herr von Poddelski habe mit Herrn von Boetticher an Bord Stat gespielt und sei nachher — post, non propter hoc — sekrank geworden. Das wurde im Ton so neckischer Intimität berichtet, daß der des Zeitunglesens Kundige gleich merkte: die alte Liebe ist noch nicht tot. Herr von Poddelski schwieg weiter. Während Herr Müller, der Handelsminister, im Bunde umherzog und Reden hielt, in denen er den Kaiser einen „großen Mann“ nannte und auch sonst noch ungemein ausführliche Glaubensbekenntnisse von sich gab, ließ der Kollege vom landwirthschaftlichen Ressort sich nicht auf das Glatteis programmatischer Erklärungen locken. Seinem munteren Naturburschentemperament ist ein nühliches Stück kühlere Skepsis gefeßt und die Erfahrung hat ihn, der den Hammerstein-Vorten am Werke sah, gelehrt, daß ein Minister nur reden soll, wenns durchaus nicht zu vermeiden ist. Er schwieg; über den Kanal, die Börsenreform, den Zolltarif, den Milkkrieg, an dem er doch auf einer der beiden Seiten theilhaftig sein muß. Jetzt erst, jetzt endlich hat er geredet. In Marklissa; nicht über Kanal, Börsenreform, Zolltarif, Milkkrieg; er blieb auf dem Gebiet ewiger Wahrheiten, die kein Vatifikundensbesitzer und kein Kontreminizer bestreiten kann. Wirthschaftliche Kraft, sagte er, sei allein der Boden, auf dem politische Macht wachse. Das hat vor acht Tagen in der „Zukunft“ gestanden, muß also richtig sein. Und noch einen andern Satz, dessen Inhalt hier oft, seit manchem Jahr, wiederholt worden ist, sprach der exzellente Mund. „Um das Deutsche Reich würde es besser stehen, wenn an die Stelle der Schwäher die Männer der That träten.“ Das hat — es ist kein Scherz — in Marklissa Herr von Poddelski gesagt. An die Stelle der Schwäher sollen die Männer der That treten: dann wird es dem Deutschen Reich besser gehen. Dieses Wort schon ist eine That und sichert dem Sprecher volkstümlicheren Ruhm als Stadtporto, Kartenbrief und „Transvaal in Berlin“. Heil Poddelski! Nicht von dem Norddeutschen Lloyd nur sollte er gespeist werden, — nein: auf dem Kapitol. Denn er hat mit schönem Freimuth knapp und klar ausgesprochen, was jedem Deutschen längst auf der Lippe lag.